

# Monatshefte

für deutsche Sprache und Pädagogik.

(Früher: **Pädagogische Monatshefte.**)

## A MONTHLY

DEVOTED TO THE STUDY OF GERMAN AND PEDAGOGY.

Organ des

**Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.**

---

**Jahrgang X.**

**März 1909.**

**Heft 3.**

---

### Das deutsche Märchen.

Von Prof. E. C. Roedder, Ph. D., Univ. Wisconsin.

(Schluss.)

Als die Brüder Grimm 1812 ihre Sammlung, an der sie bis dahin sechs Jahre gearbeitet hatten, auf das Drängen Achim von Arnims, eines der Herausgeber des „Wunderhorns“, dem Drucke übergaben, nannten sie sie „Kinder- und Hausmärchen“. Sie wollten damit andeuten, dass die darin enthaltenen Geschichten wenigstens teilweise für die Lektüre Erwachsener bestimmt seien; ihre Absicht war ja, ein Volksbuch zu schaffen. Es bedarf nun keines besonderen Stilgefühls, um zu empfinden, dass das Buch zwei wesensverschiedene Gattungen der Volkserzählung vereinigt, nämlich eigentliche Märchen und Schwänke, wie z. B. die Geschichten von der klugen Else, Hans im Glück, Doktor Allwissend. Nach dem Vorgang der Grimms, die nur gelegentlich von einzelnen Stücken ihrer Sammlung als Schwänken sprachen, alle jedoch ohne Unterschied Märchen benannten, haben bis vor kurzem die Forscher mit wenigen Ausnahmen nicht genügend zwischen Märchen und Schwank geschieden; nur J. G. von Hahn<sup>18)</sup> hatte auf den tiefgreifenden Unterschied hingewiesen, und Joseph Bédier<sup>19)</sup> hatte das Märchen als *conte merveilleux*

<sup>18)</sup> *Griechische und albanesische Märchen.* 2 Teile. Leipzig 1864.

<sup>19)</sup> *Les Fables.* 2. éd. Paris 1895.

*leux* scharf vom Schwank, dem *conte amusant*, zu sondern gewusst. Einem jungen deutschen Gelehrten, Ludwig Felix Weber, blieb es vorbehalten, in eindringender, gründlicher und geistvoller Untersuchung die Stilunterschiede klar und genau zu formulieren.<sup>20)</sup> Märchen und Schwank, zwischen denen dann noch eine dritte, kleinere Gruppe, die der Schwankmärchen, steht, unterscheiden sich schon in der äusseren Form. Die Wiederholung identischer Worte und Formeln bei gleichen Situationen kennen beide, da alle mündlich überlieferte Erzählung dieses Stilmittel liebt. Dagegen fehlt dem Schwank formelhafter Eingang und Ausgang; der Anfang „Es war einmal“ eignet nur dem Märchen. Im Bau ähnelt das Märchen mehr dem Roman, der Schwank mehr der Novelle; „während das Märchen den Helden durch wunderbare, oft grausige Begebenheiten zu einem glücklichen Ende führt, steuert der Schwank, weil er Heiterkeit erregen will, flott auf eine Pointe als den Höhepunkt der Komik zu. Ein längeres Ausspinnen der Erzählung ist gar nicht möglich, weil oft der ganze Witz in der Schlusspointe liegt. Daher ist der Schwank äusserlich kürzer und innerlich gedrungener als das Märchen.“ Für die Gliederung der Märchenformeln ist besonders die Zahl drei wichtig: unzählige Male hören wir von jeweils drei Brüdern, Schwestern, Söhnen, Töchtern, Tagen, Nächten, Jahren, Riesen, Zwergen, Nüssen, Äpfeln (daneben spielen sieben, neun und zwölf eine Rolle), und zwar geschieht die persönliche und stoffliche Gliederung in fortschreitender Steigerung mit dem Hauptnachdruck auf dem letzten Gliede; diese Gliederung kennt der Schwank nicht. Verse sind dem Märchen nicht fremd, erscheinen immer als Rede und meist als Zauberformeln; doch gibt es keine ganz in Versen verfasste Märchen, während der Schwank durch Wiedergabe in Versform seinen Stilcharakter keineswegs einbüsst. Der inneren Form nach ist das Märchen objektiv, selten verrät der Erzähler seine Teilnahme oder Abneigung, und frei von aller Willkür des Erzählers rechnet es auf unbedingten Glauben; auch steht es stets für sich und bezieht sich nie auf ein anderes; „wenn die Orientalen ihre Märchen in grossen Sammlungen zu vereinigen lieben, so ist das literarische Mache, die zierlich Schachtel in Schachtel legt, oder Perlen auf Schnüre reiht, ohne auch nur Ketten aus Gliedern zu binden; denn die anmutige Zusammenfügung durch eine Rahmenerzählung bleibt doch eine ganz äusserliche.“<sup>21)</sup> Der Schwank aber ist subjektiv; die Absicht des Erzählers gibt ihm eine bestimmte Färbung; auch soll die Geschichte nicht zum Bewundern und gläubigen Staunen erzählt werden, sondern komisch wirken; die Person des Erzählers tritt hervor, ironische Benennungen wie die *kluge* Else, dem Märchen

<sup>20</sup> Märchen und Schwank. Eine stilkritische Studie zur Volksdichtung. Dissertation. Kiel 1904.

<sup>21</sup> Panzer, a. a. O. S. 10 f.

fremd, finden sich häufig, und Bezugnahme auf andere bekannte Geschichten heben den Schwank aus seiner Isoliertheit. Um das Märchen schwebt der Duft einer fernen und unbestimmten Vergangenheit; der Schwank rückt die Begebenheit mehr ins Licht der Gegenwart, an die er gern anknüpft. Das Märchen umfasst meist eine grosse Zeitspanne, etwa ein Menschenalter, der Schwank ist fast stets ein Momentbild. Jenes kennt keine Ortsnamen, sein Schauplatz liegt jenseits der Wirklichkeit; dieser heftet sich gern an bestimmte Orte und sucht sich in jeder deutschen Landschaft sein Schilda. Das Märchen pflegt ein besonders enges Verhältnis mit der Tierwelt; der Schwank verwendet ausschliesslich Menschen in ihren Beziehungen zu einander und die Tiere nur in der uns umgebenden Wirklichkeit. Dort kennt man fast gar keine Namen; hier erscheinen sie häufiger, freilich auch nur allgemeine. Das Märchen ist eine Familiengeschichte, meist ist von zwei Generationen die Rede; im Schwank treten selten Kinder in führenden Rollen auf. Dort teilen sich die Personen den Standesverhältnissen nach in zwei Klassen; hier gehören sie meist ein und demselben Gesellschaftskreise an, vorab dem der Bürger und Bauern, ganz besonders dem Handwerkerstand. Das Märchen spricht gern übertreibend von Kostbarkeit, Glanz und Pracht; der Schwank verschmäht dies und wagt sich selten in Schlösser und Paläste. Jenes kennt Schönheit und Hässlichkeit nur im Superlativ; dieser kehrt sich gar nicht an das Aussehen der Personen. Auch die scharfe Scheidung zwischen gut und böse fehlt ihm. Während im Märchen stets das Gute siegt und das Böse exemplarisch bestraft wird, will uns der Schwank zeigen, „siehst du, so geht's in der Welt“, möglichst bunt und kraus, nicht schematisch. In dem Verhältnis der Geschlechter zu einander ist das Märchen kinderrein; „es geht innerlich durch diese Dichtungen jene Reinheit, um derentwillen uns die Kinder so wunderbar und selig erscheinen, sie haben gleichsam dieselben blaulich-weissen makellosen glänzenden Augen“, sagt Wilhelm Grimm; wo das Märchen die Arglosigkeit des Kindes aufgegeben hat, erwähnt es die geschlechtlichen Beziehungen nur als Tatsache und natürlichen Zustand und denkt sich weiter nichts dabei. Im Schwank das direkte Gegenteil: bestraft auch einmal eine keusche Frau einen zudringlichen Liebhaber, so hintergehen dafür hundert andere ihren Mann, und Weiberlist triumphiert stets über Männereinfalt. Die Wunderwelt des Märchens schiebt der Schwank beiseite wie das Gerechtigkeitsgefühl und religiöse Vorstellungen; nur um den Dummen zu betrügen benützt er dessen Wunderglauben. Des Märchens Heimat ist Kinderstube und Familienkreis, Schöpfer und Walter des Märchenschatzes ist die Frau;<sup>22)</sup> der Schwank ist entstanden und

<sup>22)</sup> Das Märchen zeigt alle Merkmale der Frauendichtung; und eine Umfrage, wie viele die Märchen gewöhnlich von ihrem Vater oder ihren erwachsenen Brüdern gehört haben, würde überraschende Ergebnisse bringen.

noch heute beheimatet in der Gesellschaft der Männer, im Wirtshause.<sup>23</sup>) Jenes ist reines Produkt der Phantasie, dieser des Intellekts. Dort der unerschütterliche Glaube an die sichtbar ausgleichende Gerechtigkeit der sittlichen Weltordnung; hier als höchstes Ideal die Intelligenz.<sup>24</sup>) Darum eignet sich auch nur der Schwank in Bau wie Innen- und Aussenwelt für die Bühne, nicht aber das Märchen.<sup>25</sup>

Der kindliche Charakter des echten Märchens hätte es vor der langen Verquickung mit dem losen Schwank schützen sollen. Dass die Grimms auch Schwänke aufnahmen und sie und die Märchen mit dem gleichen Sammelnamen deckten, hat dem Volksbuch genützt, aber die wissenschaftliche Forschung geschädigt. Dies führt uns zur Frage nach der Heimat des Märchens.

Die Grimms und ihre Schule hatten das Märchen aus den Göttermythen abzuleiten gesucht. Danach hätte jedes Land, wo sich Göttermythen entwickelten, aber auch nur ein solches, seinen eigenen, den Mythen entsprechenden Märchenschatz. Die deutschen Märchen betrachtete man als Erbe aus indogermanischer Urzeit; an eine indogermanische Urreligion glaubte man irrigerweise wie an eine indogermanische Ursprache. Nun trat 1859 der Indologe Theodor Benfey mit einer neuen Hypothese auf, die man gegenüber der mythologischenn die literarhistorische nennen darf.<sup>26</sup> Es hätten zwar auch schon früher, meint Benfey, in Europa und sonst ausserhalb Indiens erzählende Dichtungen mit phantastischen

<sup>23</sup> Auf verwandtem Gebiete entspräche dem Märchen das Volkslied, dem Schwanke der Gassenhauer, das Couplet. Vom Märchen könnte gelten, was in Storms *Immensee* Reinhard von den Volksdichtern sagt: „Sie werden gar nicht gemacht, sie wachsen, sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich gesungen. Unser eigenstes Tun und Leiden finden wir in diesen Liedern; es ist, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten.“ Auf den Schwank aber passt, was der Phillister Erich, der Mann der praktischen Welt, auf die Frage, wer denn wohl die Lieder gemacht habe, zu künden weiss: „Ei, das hört man den Dingern schon an, Schneidergesellen und Friseure und derlei lustiges Gesindel.“

<sup>24</sup> Lieber soll der Dieb, sofern er nur pffig ist, triumphieren als der ehrliche Tölpel. Vgl. Gerhart Hauptmanns „Diebskomödie“ *Der Biberpelz* und das homerische Gelächter über den Erfolg des „Hauptmanns von Köpenick“.

<sup>25</sup> Hauptmanns *Versunkene Glocke* ist kein Märchen; es gibt überhaupt kein reines Märchendrama; Fuldas *Talisman* ist erst recht keines, sondern ein Schwank, nur dass er dem Stilgesetz seiner Gattung ins Gesicht schlägt, da er, anstatt sich mit der Belustigung des Zuschauers zu begnügen, sich am Schlusse an den Willen wendet und in die Tiefe zu dringen versucht, wobei die ganze Wirkung, die nur auf die Oberfläche gehen darf, in den schönen Tiraden verpufft.

<sup>26</sup> In der Einleitung des zweibändigen Werkes *Pantschatantra: fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen*. Leipzig 1859.



Einschlägen existiert, aber Indien sei die eigentliche Heimat des Märchens, und von hier aus hätten sich die indischen Märchen „infolge ihrer inneren Vortrefflichkeit“ nach allen Richtungen hin ausgebreitet, indem sie den Eroberungszügen der beiden grossen orientalischen Religionen, des Buddhismus und des Islam, gefolgt seien. Die Heimat der Fabel hingegen sei Griechenland. An sich war der neue Gedanke, dass nicht nur die grosse Dichtung, sondern auch die kleine, die des Volkes, weit über alle Lande hin zu wandern vermöge, ein entschiedener Fortschritt. Auch ist die Entlehnung einzelner Erzählungen und Motive nicht abzuweisen, sie ist in der aufgezeichneten Literatur in manchen Fällen genau zu verfolgen und ist gelegentlich die einzig mögliche Erklärung. Jedoch gilt dies für die älteren Zeiten in keiner anderen Weise als für die anderen Formen der Kunst und Technik. Ausserdem ist leicht einzusehen, dass den ausserindischen Völkern, wenn sie nicht selbst die Gabe der Märchendichtung besessen hätten, auch die Fähigkeit der Aufnahme oder Verarbeitung von auswärts zugeführtem Stoffe hätte abgehen müssen, — wie ja auch der Unmusikalische keine Melodien verbreitet. Die Lust zum Fabulieren besitzt nun einmal jedes Volk, freilich in geringerem oder höherem Masse. Sodann dürfte es unmöglich sein nachzuweisen, wie die Märchen nicht nur zu den Buschnegern, Hottentotten und Madagassen, Lappen, Samojeden, Kamtschadalen und Malaien, sondern auch zu den Eskimos, Indianern, Australiern und Fidschi-Insulanern gelangt sein sollten. Ferner macht der für primitive Völker charakteristische natur-mythologische Inhalt ihrer meisten Märchenstoffe die Berührung mit der indischen und europäischen Märchenwelt äusserst fraglich. Endlich fehlt dem ausserindischen Märchen völlig die gerade im Panchatantra so stark ausgeprägte moralische Lehrtendenz, die auch hier den Verdacht späterer Beimengung erregt. Man wird für das eigentliche Märchen die Wandertheorie ebenso gründlich verwerfen müssen wie für die Religion, für die man ja auch früher eine besondere Urheimat, meist in den asiatischen Mittelmeerländern, suchen zu müssen vermeinte. Schon in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts hatte der schottische Anthropologe Andrew Lang in mehreren seiner Hauptwerke das Märchen als Gemein- und Urbesitz der Menschheit tapfer verteidigt, und Benfeys Schule war allmählich von ihrer Einseitigkeit etwas abgekommen: nun stützt auch ein Forscher wie Wundt mit neuer Wucht und Stärke den Bau der Anthropologen und erklärt das Märchen für ebenso allgemein wie Lied, Tanz und die mythologischen Vorstellungen selber (S. 342 f.) Eine bedeutsame Ergänzung dazu liefert Dr. Webers ausgezeichnete Arbeit. Nicht die Märchen, sondern die Schwänke sind gewandert, wo es sich um mündliche Verbreitung handelt. Da der Mann keine Märchen erzählt, begleiten sie ihn auch nicht auf seinen weiten Reisen. Eine Massenverbreitung des Märchens nach andern Ländern wäre aber nur durch

Massenverpflanzung der Frauen eines besondere Märchen erzählenden Landes, durch Kriegsgefangenschaft, Versklavung u. dgl., möglich. Denn aufgezeichnet wird das Märchen erst spät, wie die Frau ja überall viel später erst ins Schrifttum eintritt als in die Dichtung. Anders der Schwank, der als Männerdichtung natürlich schon sehr früh niedergeschrieben wird.<sup>27)</sup>

Auf die Notwendigkeit der Aufzeichnung der Märchen hatte zuerst Herder 1777 in dem Aufsatz „Von der Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst“ hingewiesen; er sagt da von „den gemeinen Volkssagen, Märchen und Mythologie“: „Sie sind gewissermassen Resultate des Volksglaubens, seiner sinnlichen Anschauungen, Kräfte und Triebe, wo man träumt, weil man nicht weiss, glaubt, weil man nicht sieht, und mit der ganzen unzertheilten und ungebildeten Seele wirkt; also ein grosser Gegenstand für den Geschichtsschreiber der Menschheit, den Poeten und Poetiker und Philosophen.“ 1786 sagt Wieland in der Vorrede zum Dschinnistan: „Unter allen Schriftstellern hat der Fabeln- und Märchendichter den weitesten Kreis. Alle Alter, Geschlechter und Stände, junge und alte, hohe und niedrige, gelehrte und ungelehrte, beschäftigte und müssige Personen versammeln sich um den Erzähler wunderbarer Begebenheiten und hören mit Vergnügen was sie unglaublich finden.... Fabeln waren die älteste Lehrart, Allegorie die älteste Hülle der Philosophie, Märchen der Stoff der ältesten und grössten Dichter..... Die Literatur der rohesten Völker geht von Märchen aus.“ Durch diesen Hinweis auf das hohe Alter und die weite Verbreitung der Märchen glaubt er sein Werk entschuldigen zu müssen, und die Vorrede meint am Schlusse: „Produkte dieser Art müssen Werke des Geschmacks sein, oder sie sind nichts. Ammenmärchen im Ammenton erzählt mögen sich durch mündliche Überlieferung fortpflanzen, aber gedruckt müssen sie nicht werden.“ Nach diesem Rezept war schon Musäus bei der Novellisierung seiner „Volksmärchen der Deutschen“ und der „Legenden von Rübezahl“ verfahren, sehr zu ihrem Schaden. Die Brüder Grimm haben uns gezeigt, dass die Ammenmärchen Kunstwerke sind, neben denen sich die „Produkte des Geschmacks“ gar kläglich ausnehmen. In ihrer Sammlertätigkeit hatten sie aber auch ganz besonderes Glück. Eine Anzahl der schönsten Nummern des ersten Bandes erzählte ihnen Dortchen Wild, die spätere Frau Wilhelms, und ihre Schwester Gretchen sowie die „alte Marie“, die Kinderfrau im Wildschen Haushalt; und die vom 30. September 1814 datierte Vorrede zum 1815 erschienenen zweiten Band berichtet: „Ein guter Zufall war die Bekanntschaft mit einer

---

<sup>27</sup> Eine Parallele zur Verbreitung des Schwanks bietet die unglaublich rasche Aufnahme der Pariser Boulevardkomödien und der Operetten auf der Bühne aller Länder.

Bäuerin aus Zwehrn, durch welche wir einen ansehnlichen Teil der hier mitgeteilten, darum echt hessischen Märchen, sowie mancherlei Nachträge zum ersten Band erhalten haben. Die Frau, noch rüstig und nicht viel über fünfzig Jahre alt, heisst Viehmännin, hat ein festes und angenehmes Gesicht, blickt hell und scharf aus den Augen und ist wahrscheinlich in ihrer Jugend schön gewesen. Sie bewahrt diese alten Sagen fest in dem Gedächtnis, welche Gabe, wie sie sagt, nicht jedem verliehen sei. Dabei erzählt sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig, mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man will, noch einmal langsam, so dass man ihr nachschreiben kann. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten. Wer an leichte Verfälschung der Überlieferung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der müsste hören, wie genau sie immer bei derselben Erzählung bleibt und auf ihre Richtigkeit eifrig ist; niemals ändert sie bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und bessert ein Versehen, sobald sie es bemerkt, mitten in der Rede gleich selber.“ Wenn heute ein unmöglicher Glücksfall eine geschriebene deutsche Märchensammlung des 9. oder 10. Jahrhunderts ans Licht förderte, so wäre es mit nichts ausgeschlossen, dass bis auf Fortschritte der Zivilisation und Kultur und den sich damit unausbleiblich einstellenden Wandel des Gefühlslebens inhaltlich sich manche Nummern mit solchen der Grimmschen Sammlung deckten, so leicht sich auch einzelne Motive oder geschlossene Ketten von Motiven aus- und absondern und kaleidoskopisch sich zusammenschliessend neue Typen bilden.

Dem Vorgange der Grimms sind die neueren Sammler gefolgt, nur dass man heute nicht bloss inhaltlich, sondern auch textlich getreu aufzuzeichnen versucht, wo die Grimms, um ein fertiges Kunstwerk hervorzubringen, unbedenklich feilten und glätteten. Die ideale Wiedergabe ist die in der Mundart, die trotz ihren Schwierigkeiten—denn dazu heisst es der Mundart in allen Einzelheiten mächtig sein — heute emsig gepflegt wird. Man hat sogar schon den Phonographen zu Hilfe genommen. Doch scheint mir dieser Apparat, abgesehen von seinen sprachlichen Unvollkommenheiten, ganz wider die Natur des Märchens zu gehen. Kein Landbewohner spricht unbefangen in den Empfänger; die Stimme verliert ihre natürliche Gefühlsqualität, wenn statt des erwartungsvoll lauschenden Kinderkreises ein toter Mechanismus die Erzählung aufzeichnen soll. Der Phonograph verhält sich zur lebendigen Stimme wie die Blitzlichtphotographie zu den beschaulichen Märchenbildern eines Ludwig Richter. Das Märchen verlangt ein lauschiges Eckchen und Dämmerlicht. Hier muss der Forscher es aufsuchen und be-

obachten und wieder und wieder beobachten und dann aus dem Gedächtnis aufzeichnen.<sup>28)</sup>

Die Blütezeit der Märchenproduktion liegt weit, weit hinter uns in duftiger Ferne.<sup>29)</sup> Das Kunstmärchen des 19. Jahrhunderts ist eine literarische Gattung für sich. Manches ist nicht übel gelungen und in den Schatz der Erzählerinnen übergegangen. Aber weitaus das meiste dieser Art interessiert doch mehr den Erwachsenen als das Kind, so auch die überwiegende Mehrzahl der Schöpfungen Andersens, der doch die Technik des Kunstmärchens handhabt wie kein zweiter. Wie arg man sich als Märchendichter vergreifen kann, das hat kein Geringerer als Theodor Storm in seinen „Geschichten aus der Tonne“ bewiesen. Der liebenswürdigste aller deutschen Märchen erzähler, der im Herbst 1906 entschlafene Rudolf Baumbach, wendet sich mit seinen Märchen novellen schon gar nicht an die Kinder, und das erklärt seinen wohlverdienten Erfolg bei den Erwachsenen. Ähnliches gilt von Hans Hoffmanns Ostseemärchen.<sup>30)</sup>

<sup>28)</sup> Eine gedrängte Übersicht über die Fortschritte der Märchenforschung und die Aufgaben der Zukunft bietet Robert Petsch in dem Abschnitt *Volksdichtung* des Werkes *Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert*, herausgegeben von Richard Bethge (Leipzig 1902), S. 487—492, sowie 480 f. In der Frage nach der Herkunft der Märchen steht Petsch vermittelnd zwischen den Anthropologen und der Schule Benfeys, neigt aber mehr zu Benfeys Ansicht. Wesentlich auf Benfeys Standpunkt steht Friedrich von der Leyen in seinen Aufsätzen *Zur Entstehung des Märchens* (Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Bd. 113, S. 249—269; Bd. 114, S. 1—24; Bd. 115, S. 1—21, 273—289; Bd. 116, S. 1—24, 282—300); Angriffe dagegen richtet Arthur Bonus, *Zur Biologie des Märchens* (Delbrücks Preussische Jahrbücher, Bd. 119 (1905), S. 240—296). *Die Märchen des Musäus, vornehmlich nach Stoffen und Motiven* würdigt Erich Bleich (Herrigs Archiv, Bd. 108, S. 1—14, 273—287; Bd. 109, S. 5—32). *Die literarischen Vorlagen der Kinder- und Hausmärchen und ihre Bearbeitung durch die Brüder Grimm* behandelt eingehend Hermann Hamann, Berlin 1906 (Palaestra 47). Eine biographische Übersicht gibt A. Thimme, *Das Märchen* (Handbücher zur Volkskunde, Bd. II), Leipzig 1908 (vom selben Verfasser das Buch *Lied und Märe*, Gütersloh 1896). Dies sowie ein im selben Verlag soeben erschienen Buch von G. Friedrichs, *Grundlage, Entstehung und genaue Einzeldeutung der bekanntesten germanischen Märchen, Mythen und Sagen* sind mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Eine zusammenfassende Darstellung bereitet O. Dähnhardt in der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ vor.

<sup>29)</sup> Man hat Böcklins Märchenbilder zum Zeugnis angeführt, dass der Märchentrieb in der Kunst nie aussterbe. Das ist richtig; aber Böcklins Schöpfungen sind Kunst- und keine Volksmärchen.

<sup>30)</sup> Einiges von dem, was während der letzten Jahre in Büchern und Zeitschriften unter der billigen Fabrikmarke „Kindermärchen“ dem Publikum angeboten worden ist, ist unsäglich läppisch und albern. Da meint einer ein artig Märlein geschaffen zu haben, und was er mit Ach und Krach zuwege gekriegt hat, ist im besten Falle ein leidliches Fabelchen, meist aber ein unleidliches Nichts.



Vielleicht wirft man mir vor, der Titel meines Aufsatzes sei irreführend, da ich fast nur vom internationalen Märchen gesprochen habe. Aber erstens entstammen meine Beispiele ziemlich alle dem deutschen Märchen; und zweitens ist sein Wesen eben international. Dennoch findet in diesem internationalen Märchen ein jeder seine Heimat wieder, vor jedem steigt seine Dorfflüe auf und der grüne Wald, der Kirchturm, von dem die Abendglocken klingen, und die Bauernhäuser mit friedlich rauchendem Schornstein. Und wie die grosse Literatur der trefflichste Spiegel der höheren Schichten eines Volkes ist und der ethischen Energien, die es bewegen, so gibt es, nach dem Wortschatz und dem Sprachbau selbst, und neben dem Volksliede, nichts was Gesinnung und Gesittung, Gemüt und Geist des Volkes im engern Sinne so trefflich kennzeichnet als das, was es dem internationalen Märchenschatz entnommen und nach eigenem Gesetz verarbeitet hat. Die deutschen Märchen sind unübertroffen in schlichter Innigkeit; als Kindermärchen können ihnen keine andern zur Seite treten. Am nächsten wären ihnen zu stellen die der Slaven, besonders der Serben: voller Glanz und Pracht, mit üppiger aber nicht ungesunder Phantasie. Daneben ist die Phantasie der südeuropäischen Märchen zügellos und ausschweifend, und gerne häuft sie die lächerlichsten Abenteuer auf den Helden. Wie eine ganz andere Welt erscheinen uns die irischen, wie die ganze irische Dichtung. Doch wollen wir uns hüten, in dem an sich berechtigten Stolze auf unsere Märchen (die Grimmschen sind in alle europäischen Sprachen übersetzt worden!) die der andern Völker als ungleichwertig zu verurteilen. Wie der Wortschatz jeder Sprache Gefühlswerte birgt, die nur der voll empfindet, des Muttersprache sie ist, so verhält es sich mit allem, was der Volksgeist geschaffen oder umgeschaffen hat. Achten wir, was andern heilig ist, dann dürfen wir auch verlangen, dass die andern gelten lassen, was wir verehren.

Zum Schluss noch ein Wort über die erzieherische Bedeutung des Märchens.

„Sie haben alle kein Gewissen in den Gebrüdern Grimm... Was geht in der Menschheit Behagen über die ganze volle Gewissenlosigkeit des Märchens?“ sagt Wilhelm Raabe in den „Alten Nestern“. Und wahrlich, es hiesse das Wesen des Märchens arg verkennen, wollte man aus ihm ein System der Ethik herauslesen. In der Freiheit von aller Lehrtendenz hat Goethe mit sicherem Griff einen der Hauptzüge des Märchens erfasst. Der Hauptzweck des Märchens ist Erheiterung; gibt es einmal Belehrung wie im biologischen Märchen, z. B. woher das Schweinchen sein Ringelschwänzchen hat, so ist dies ein drolliges Spiel, und ist es auch dann noch, wenn erzählt wird, warum der neidischen Scholle das Maul schief steht. Einzelne Märchengestalten, die zu den Vertretern des sieghaften, also guten Prinzips gehören, dürfen wir nicht als Muster aufstellen: der Vater,

der von seiner zweiten Frau seine Kinder aus erster Ehe hart behandeln und sich von ihr sogar überreden lässt, sie in den tiefen Wald zu führen und dann dem Hunger zu überlassen, um nicht mit ihnen sterben zu müssen; die Königstochter, die die Freier, die ihre Rätsel nicht lösen können, kurzerhand köpfen lässt. Auch wenn in litauischen Märchen wieder und wieder die Männer aus Jammer in Ohnmacht fallen, erscheint uns das nicht ideal, stimmt aber sehr gut zu dem in diesen Märchen herrschenden Weiberregiment. Aber was auch mit Recht gegen Einzelheiten dieser Art vorgebracht werden kann, das sind ja doch nur Reste früherer barbarischer Zeiten mit andern wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen, also auch andern ethischen Idealen; und im ganzen ist das Märchen sittlich, denn es waltet in ihm eine höhere, sittliche Weltordnung; der liebe Gott erscheint ja gelegentlich selbst; sittlich im höchsten Grad ist der feste Glaube an den endlichen Sieg des Guten, und wenn das Kind den ins Leben mitnimmt, so ist ihm ein Schatz geworden, den Rost und Motten nicht verzehren. Und sind die ästhetischen Ideale, die dem Kinde aus dem Märchen erwachsen, die Erhebung über die nüchterne Wirklichkeit im buntschillernden, goldschimmernden Flügelkleid der Phantasie, minder hoch zu bewerten? Für wie viele bleibt das Märchen und die Erinnerung daran die einzige Poesie im freudlos öden, liebeleeren Leben! Und sehen wir uns unter unsern Bekannten um, so werden wir die Beobachtung machen können, dass Menschen, die als Kinder nicht gerne Märchen gehört haben wollen, auch sonst Kunst und Dichtung wenig oder keinen Sinn entgegenbringen; wenn nicht auch solche Menschen die Erinnerung täuscht und ihr Angriff auf das Märchen einem grämlichen dyspeptischen Pessimismus entspringt. Es braucht uns darum auch nicht um die Zukunft des Märchens bange zu sein, und dabei brauchen wir noch gar nicht nach den Auflageziffern der Märchenbücher zu fragen.<sup>31</sup> Wer geltend machen will, das Kind lasse sich durch

---

<sup>31</sup> Die beste Ausgabe der *Kinder- und Hausmärchen* ist die von Reinhold Steig besorgte *Original-Ausgabe* mit Herman Grimms Einleitung nach dem Handexemplare und acht Bildern von Ludwig Grimm, 32. Aufl., Stuttgart und Berlin 1906. Die bei Max Hesse in Leipzig erschienene hat H. Wolgast besorgt; derselbe Verlag bietet auch eine mit Illustrationen von H. Vogeler-Worpswede. Eine neue, Jubiläums-Ausgabe, eingeleitet und herausgegeben von Robert Riemann, ebenfalls illustriert, erscheint zur Zeit in mehreren Bänden im Turm-Verlag zu Leipzig. Grosse schön ausgestattete Ausgaben sind ausserdem die (mir unbekannte) ziemlich teure mit Bildern von Grotjohann und Leineweber und die mit Bildern von Hermann Vogel (München o. J., Braun und Schneider). Billige Gesamt- und illustrierte Auswahl-Ausgaben für die Jugend führen ausserdem die Verzeichnisse von Reclams Universal-Bibliothek, Meyers Volksbüchern, Hendlers Gesamt-Bibliothek u. a. m. auf. Eine wertvolle Ergänzung zu der Grimmschen Sammlung ist das zweibändige *Deutsche Märchenbuch* von Oskar Dähnhardt, ill. von

die Märchen zur Träumerei und Wirklichkeitsscheu verleiten, der beobachte doch nur ein einziges Mal, wie schnell jedes normale Kind vom Märchen zu realen Dingen übergeht; übrigens macht denn die Freude an der Musik das Ohr für Telephon und Dampfpfeife unempfindlich? Wenn aber ein Schwarzseher gar behauptet, im Märchen liege eine sittliche Gefahr, da ein Kind, sobald es die Unwahrheit darin erkenne, es selbst mit der Wahrheit nicht mehr allzu genau nehmen werde, so dürfen wir getrost erwidern, dass das Kind, sobald es Wunder als solche und als im Widerspruch mit der Natur erkennt, auch instinktiv fühlt, dass dichterische Erfindung und sittliche Unwahrheit zwei verschiedene Dinge sind.

Die Pflege des Märchens muss natürlich vorwiegend dem Elternhause zufallen. Aber der Schule wird man die Beschäftigung mit ihm ebenfalls nicht nehmen wollen, wenn man auch die Übertreibungen einer Methode, die es in den Mittelpunkt des Unterrichts der ersten Jahre stellen möchte, aus leicht ersichtlichen Gründen mit gebührendem Nachdruck zurückweisen wird. Die Schule, die nur den Intellekt bilden will, anstatt ganze Menschen mit Verstand, Gemüt und Phantasie heranzuziehen, wäre ihrer heiligsten Pflicht untreu geworden. Darum wird auch der deutsche Lehrer in Amerika da, wo Deutsch noch in den ersten Schuljahren gelehrt wird, sich dieses wertvollen Hilfsmittels niemals entschlagen.

Fester und inniger als jedes andere geistige Band verbindet uns das Märchen mit unserer Kindheit, verbindet es die moderne Kulturwelt mit dem Kindesalter der Menschheit. Und dies Band umschlingt alle, von den Armen im Geiste bis zu den Fürsten im Geisterreiche. Unserer Grössten einer, Schiller, hat in seiner letzten Krankheit, da der Kreis seines Daseins sich schon schliessen wollte, ausgerufen: „Gebt mir Märchen und Rittergeschichten, da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Grossen!“ Dem sich in seiner eigenen Schöpfung eine Welt von Schönheit aufgetan, der in nie ermüdetem Kampf um sie für sein Volk und die Welt sich die Krone der Unsterblichkeit errungen, ihn verlangte es nochmals in der letzten Stunde einzutreten in den geheimnisreichen Tann mit seiner Herrlichkeit an der Hand des blauäugigen goldlockigen Mägdeleins, auf dessen reine Stirn die Kindheit des Menschengeschlechtes und unsere eigene Kindheit den Kranz der Unsterblichkeit gedrückt hat, den nimmer welkenden Kranz.

E. Kuithan, Leipzig 1903. Denselben Sammler verdanken wir die von Schwindrazhelm illustrierten *Naturgeschichtlichen Volksmärchen*, 3. Aufl., Leipzig 1909. Wer sich davon überzeugen möchte, dass das Märchen zur Erziehung unentbehrlich ist, dem rate ich eine eingehende Prüfung eines Buches an, das den ausgesprochenen Zweck verfolgt, es entbehrlich zu machen und durch Besseres zu ersetzen: Dr. Georg Bledenkapp, *Was erzähle ich meinem Sechsjährigen? Aus Urzeit und Gegenwart*. 3. Aufl., Jena 1907.

## Hilfsmittel für den Unterricht in den modernen Sprachen.

Empfohlen von **Ernst L. Wolf**, McKinley High School, St. Louis, Mo.

(Fortsetzung.)

### *Zur Lektüre des Tell.*

1. Schulwandkarte der Schweiz, grosse, offizielle, herausgegeben von der Schweizer Bundesregierung. Reliefdarstellung in vielen Farben von H. Kümmerly, auf Leinwand mit Stäben M. 24.00.  
Text hierzu: Walser, Die Schweiz, geb. M. 1.60.
2. Beuteli, W., und G. Stucki, Schweiz. geogr. Bilderwerk, 12 Bilder in feinem Ölfarbendruck nach Originalgemälden, à M. 4.50. Daraus besonders empfehlenswert:
  1. Eiger, Mönch, Jungfrau. 2. Staubbach. 3. Vierwaldstättersee. 10. Via Mala.
3. Geistbeck, Dr. A., und Fr. Engleder, Geographische Typenbilder à M. 8.20.
  3. Die Berninagruppe als Typus der Zentralalpen.
4. Hölzel, Ed., Geographische Charakterbilder in Ölfarbendruck à M. 5.25.
  5. u. 6. Das Berner Oberland.
5. Lehmann, Geogr. Charakterbilder, à M. 3.00.
  9. u. 10. Die Berner Alpen.
6. Vogt, E., Schulwandkarte zu Schillers Wilhelm Tell, aufgez. M. 6.50.  
(Vollständig genügend als Ersatz für die oben angegebene Karte.)
7. Rein, Dr. H., Anschauungstafel zu Schillers W. T. (ähnlich der Vogtschen), M. 4.00.
8. Stückelberg, E., Bilder zu Schillers W. T., Farbige Autotypieen, nach den Wandgemälden in der Telskapelle.
  1. Der Apfelschuss. 2. Der Schwur am Rütli, zusammen M. 8.00.
9. Lehmann, Ad., Kulturgeschichtliche Bilder f. d. Schulunterricht,
  2. Ritterburg. 3. Im Rittersaale. Aufgezogen à M. 4.25.
10. Porträtgalerie, ausgewählt von Prof. Vogel.  
Graff, Schillerbildnis, aufgezogen à M. 4.25.
11. Teubners Künstlersteinzeichnungen.
  - Wieland, Matterhorn. M. 5.00.
  - Hoch, Gletscher. M. 6.00.



12. Voigtländers Farbige Künstlersteinzeichnungen.  
Glück, Alm im Hochgebirg. M. 6.00.  
Wieland, Der Wildheuer. M. 2.50.
13. Hartinger, A., Wandtafeln für den naturgeschichtlichen Unterricht.  
No. 50. Gemse, aufgezogen M. 2.50.
14. Hartinger, A., Bäume, Die Linde. M. 2.50.
15. Rausch, Fr., Modelle, Armbrust. M. 10.75.
16. Schauer, Gustav, „Ich bin's, Herr Landvogt“. Folio M. 3.00. Kabinett M. 1.00. Berliner Photographische Gesellschaft.
17. Schiller-Galerie deutscher Bühnen.  
Wilhelm Tell, 1. Lfg. M. 12.00 (10 Bilder), 20x25 Cm.;  
ausserdem als Postkarten. Neue Photographische Gesellschaft, Steglitz.

---

Für den *Realienunterricht* sind auch folgende Prachtwerke zu empfehlen:

- Kürschner, Das ist des deutschen Vaterland. Berlin-Hillger.  
ca. M. 12.00.
- Bär-Quensel, Bildersaal deutscher Geschichte. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens in Bildern. Union Deutsche Verlagsges., Stuttgart.  
ca. M. 20.00.

Für den *literaturkundlichen Unterricht*:

- Könnecke, G., Bilderatlas z. Geschichte d. d. Nationalliteratur.  
M. 28.00.
- do., billige Volksausgabe. M. 6.00.

---

*Schülerbibliothek.*

Es wird wohl nur unter den allergünstigsten Voraussetzungen möglich sein, die Schüler zu einer regelmässigen und erspriesslichen Privatlektüre anzuhalten. Doch ist es nicht unmöglich. Während der letzten Sommerferien haben die Mitglieder des Deutschen Vereins in unserer Schule 138 Bücher gelesen; bei den wöchentlichen Vereinsversammlungen statten sie hierüber Bericht ab; auch werden bei diesen Gelegenheiten Novellen, kleine Lustspiele usw. gelesen und besprochen. Die Stoffe wurden den überaus preiswerten Sammelwerken, die unten verzeichnet sind, entnommen. Ich empfehle den Kollegen, ihre Buchhändler um Zusage der Spezialkataloge zu ersuchen.

- Deutscher Dichter Gedächtnis-Stiftung.  
Hamburgische Hausbücherei.  
Deutsche Bücherei.  
Rheinische Hausbücherei.  
Hesses Volksbücherei.

Reclams Universalbibliothek.

Meyers Volksbücher.

Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben (besonders: Moderne erzählende Prosa).

Wiesbadener Volksbücher.

Hillgers Illustrierte Volksbücher.

Gerlachs Jugendbücherei.

Mainzer Volksbücher.

Fischers Sammlung zeitgenössischer Romane (z. B. L'Adultera von Fontane à M. 1.00; natürlich lasse ich gerade dieses Buch nicht lesen).

Die Bücher des deutschen Hauses, Hrg. R. Presber, Buchverlag f. das d. Haus, Berlin. Geb. à 0.75 Pfg.

(Fortsetzung folgt.)

**Die persönliche Hygiene des Lehrers,** dessen Lebensführung im allgemeinen, hat in bezug auf Licht, Luft, Nahrung, Wohnung, Arbeit und Genuss zwar den Anforderungen zu entsprechen, welche zur Genüge von Gesundheit und Wohlbefinden an den geistigen Arbeiter bei sitzender Lebensweise zu stellen sind. Eine eingehende Prüfung und hinreichende Erfahrung aber zeigt, dass es ein grosser Irrtum, eine gänzliche Verken- nung der Tatsachen ist, wenn man die Berufseigentümlichkeiten des Lehrers mit denen anderer geistiger Arbeiter zusammenstellt. Der Bureaubeamte, mag er den Richter-, Verwaltungs-, Geschäftskreisen an- gehören, erledigt eine bestimmte, meist selbstgewählte Arbeit; Akten, Bücher, Geschäftsbriefe, die zur Bearbeitung vorliegen, sind Gegenstände, welche zwar den Geist beschäftigen, aber sagen wir eine Reaktion der Affekte weniger herausfordern; selbst wenn die Aufgabe erwächst, Men- schen, mögen nun diese einzelne oder eine grössere Zahl betreffen, zu be- arbeiten, so ist durch Gesetz, Formalität, Dienstverhältnis diese Wechsel- wirkung des einen mit dem anderen genau geregelt, so dass der Arbeit- geber mit dem Arbeitnehmer das Arbeitsobjekt, mag dieses ein lebloses Material oder lebendige Kräfte darstellen, mit Ruhe, Gelassenheit, ohne wesentliche Alteration der Seelenstimmung behandeln kann. Ganz anders verhält sich die Qualität der Unterrichts- und Erziehungsarbeit in einer Schule. Hier handelt es sich um lebendige, im steten Werde- und Ent- wicklungsgang begriffene Kräfte, die sich den verschiedenartigsten Bil- dungsstoffen, Unterrichtsgegenständen anpassen, dieselben in sich verar- beiten, ihnen mit gleichem Interesse folgen sollen, obgleich der Inbegriff dieser Kräfte, der Schüler, für diesen oder jenen Gegenstand keine Ver- anlagung, daher auch kein Interesse hat. Diese gegenseitige Arbeit von Lehrer und Schüler, die Genüge dieses wechselseitigen Abhängigkeits-

verhältnisses verlangt eine Elastizität des Geistes, die hüben und drüben bald ermüdet, erlahmt. Man hat freilich gesagt, die Natur habe glücklicherweise der Jugend in der Unaufmerksamkeit ein Sicherheitsventil zur Genüge gegeben. Wie dem auch sei; hier tritt eine Eigentümlichkeit des Lehrerberufs in Kraft, die allen anderen Ständen fehlt: Je grösser die Unaufmerksamkeit des Schülers, desto mehr wächst die geistige Anspannung, der Kraftaufwand des Lehrers. Das fortwährende Inaughalten vieler Schüler, mit deren Zunahme an Zahl die Forderung nach rezeptiver und produktiver Arbeit wächst bezüglich des Aushorchens und Belehrens, während die Pflichtstunden oft noch ausserhalb der Schule einen Zuwachs erfahren, der Drang, die Notwendigkeit, das Lehrpensum innerhalb einer gewissen Zeiteinheit durchzuführen, die Korrekturen und Korrekturen der Korrekturen durch Vorgesetzte verschiedenen Grades, das Verhalten dieser und von Nebenstellen, die materielle Lage, vor allem auch das Schülermaterial, unter welchem sich Leicht- und Schwerhörige, Schwachsinnige, Schwachbegabte der verschiedensten Art, selbst sogenannte Schmerzens-, Sorgekinder, psychopathische Minderwertigkeiten befinden, deren ärztliche Fürsorge, Anstaltspflege, Unterbringen in einer besonderen Schule in Frage kommt, dies alles und gewiss noch manches andere, das von oben oder unten, aussen oder innen herantritt und sich der öffentlichen Besprechung entzieht, hält den Lehrer in einem Zustand ununterbrochener Erregung. Kein Wunder, dass das fortwährende Spiel der Affekte, „die Notwendigkeit, Widerwärtigkeiten, Verdriesslichkeiten, Ärger, Missstimmung zu unterdrücken, anstatt sie, wie vielleicht in anderen Dienstverhältnissen, „auszulassen“, die Überreizung und Übermüdung der Nerven, deren über Gebühr in Anspruch genommene Energie, die Summe der Reizangriffe auf das Nervensystem früher oder später Anlass gibt, nicht nur zur Entstehung der „Gewerbekrankheit der Kopf-arbeiter“, welche sich äussert als reizbare Schwäche, Nervenschwäche, Neurasthenie, sondern auch in Nervenkrankheiten anderer Art und in ihren verschiedenen Abstufungen sich geltend macht. Aber nicht nur am Nervensystem äussern sich Berufskrankheiten der Lehrer. Solche Krankheiten kommen nicht nur zur Entwicklung an denjenigen Organen oder Organgruppen, die durch den Beruf des Unterrichts und der Erziehung innerhalb und ausserhalb der Schulräume in Anspruch genommen werden, sich als Berufskrankheiten im engeren Sinn äussern, namentlich in den Atmungs- und Sprachorganen, sowie in den Zirkulationsorganen, sondern auch sich äussern im weiteren Sinne als Berufskrankheiten, die sich an solchen Organen abspielen, die bei der Unterrichtsarbeit nicht direkt in Betracht kommen, z. B. die Verdauungsorgane, die aber dennoch häufig infolge äusserer Verhältnisse beim Unterricht erkranken können. (Dr. A. Kuehner im „Deutschen Frühling“.)

**Vergesst die Normalen nicht!** Unter dieser Überschrift schreibt die Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung Worte, die, wenn sie schon für deutsche Verhältnisse zutreffen, für uns noch beherzigenswerter sind, da wir allzusehr geneigt sind, über den Bedürfnissen einzelner diejenigen der Allgemeinheit hintenanzusetzen. Es ist dies ein Überbleibsel des sogenannten „child-study“, das beinahe darauf hinauslief, alle möglichen Defekte in den Kindern zu entdecken. Die obengenannte Zeitung sagt folgendes: „Das steht fest: in der Fürsorge für die Kinder, die irgendwie nicht normal ausgestattet sind, übertrifft die Gegenwart die Vergangenheit bei weitem. Die sittlich oder körperlich Verkümmerten werden in besonderen Anstalten untergebracht; die geistig schwachen werden in Hilfsklassen unterrichtet oder in wohleingerichteten Anstalten verpflegt; für die, deren Magen das Ragout unserer Lehrpläne nicht glatt zu verdauen vermag, werden in „Sonderklassen für Schwachbefähigte“ kleinere Portionen zurechtgemacht; denen aber, deren Aufnahmefähigkeit mit den Stoffen ihrer Schule nicht erschöpft wird, winkt vereinzelt bereits in „Sonderklassen für hervorragend Begabte“ ein besonders reich besetzter Tisch. Alles das ist zweifellos sehr gut und der beträchtlichen Aufwendung von Geldmitteln wegen auch aller Ehren wert. Aber — an eine kleine, trotzdem jedoch nicht aus der Welt zu schaffende Tatsache sei erinnert. So gewiss es ist, dass jene Anormalen unserer Jugend erfreulicherweise stark in der Minderzahl sind, während sich die Masse der jungen Generation des Besitzes normaler Bildungsfähigkeit freut, so gewiss ist es auch, dass die Zukunft unseres Volkes, die Zukunft unseres Vaterlandes nicht in erster Linie davon abhängt, was für die körperlich, geistlich oder sittlich Armen geschieht. Unsere Zukunft steht und fällt vielmehr mit der Pflege, die die Gesamtheit der Normalen erfährt. Der Kampf auf dem Schlachtfeld der Arbeit muss von den geistig, sittlich und körperlich Tüchtigen ausgefochten werden, und auf die Normalen müssen wir uns stützen können, wenn wir im wirtschaftlichen Wettstreit der Völker den Sieg an unsere Fahnen heften wollen. Gerade hier heisst es darum: das eine — die Pflege der Anormalen — tun, aber das andere — die grösstmögliche Förderung der Normalen — nicht lassen! Und der Stand der deutschen Volksschule, die noch immer schwer an ihrem Grundübel, der Überfüllung der Schulklassen, leidet, rechtfertigt die Bitte, unsere mildtätige Gegenwart möge bei aller Teilnahme am Geschick der Armen an Geist und Körper auch die an Kopfbild stärkeren und weit mehr Bürgschaft für die Zukunft bietenden Normalen nicht vergessen.“



## Berichte und Notizen.

### I. Bericht über die 14. Jahresversammlung der Central Division of the Modern Language Association of America.

Zu ihrer vierzehnten Jahresversammlung hatte sich die Central Division of the Modern Language Association am 28.—30. Dezember verflossenen Jahres im juristischen Gebäude der Northwestern University (die seit vier Jahren nun schon zum zweiten Male den Verband eingeladen hatte) in stattlicher Teilnehmerzahl eingefunden; die Besucherliste wies am ersten Abend 79, am letzten Morgen 142 Eintragungen auf. Im Gegensatz zur gleichzeitig in Princeton tagenden Hauptversammlung, in der das Deutsche nicht allzu stark vertreten war, zeigte das Chicagoer Programm für dieses Fach aus 23 Vorträgen 9, aus 11 nur dem Titel nach angezeigten 6 Nummern, die sich mit deutscher Sprache und Literatur befassten. \* Zum Vortrag gelangten jedoch nur sieben (Dr. J. Wiehr-Illinois, "Wilhelm Heinze and the Romantic School"; Prof. O. Heller-Washington Univ., „Geibels Nachahmung der *Banks and Braes o' Bonnie Doon*"; Prof. S. W. Cutting-Chicago, "The Meaning of Walther's Spruch 82, 11—25"; Prof. J. Goebel-Illinois, "The Bicentennial of Albrecht von Haller"; Prof. N. C. Brooks-Illinois, "The Liturgic Easter Drama"; Prof. P. H. Grumann-Nebraska, "Hauptmann's View-Point in *Und Pippa tanzt*"; Prof. W. W. Florer und Herr E. H. Lauer, "Luther's Translation of Job". Prof. C. H. Handschin-Miami wurde durch widrige Umstände verhindert, rechtzeitig zum Vortrage seiner Arbeit über „Goethe und die bildende Kunst“ zu kommen, und Prof. O. E. Lessing-Illinois, der "Notes on the Problem of Art and Nature" angekündigt hatte, war überhaupt nicht erschienen. Nur mit dem Titel waren angezeigt Dr. J. A. Chiles-Illinois, "Heine's Character as Reflected in his Use of the Adjective"; Prof. A. R. Hohlfield-Wisconsin, "The Occult Sources of the First Part of Goethe's *Faust*"; Prof. E. Prokosch-Wisconsin, "The Stability of the Germanic Consonant System", und Prof. C. B. Wilson-Iowa, "Notes on the Language of the Amana Society".

Ausser den gemeinschaftlichen Sitzungen hielt jede der drei Sprachgruppen am zweiten Nachmittag eine pädagogische Sonderversammlung ab. Bei der deutschen führte Prof. B. J. Vos-Indiana den Vorsitz. Dr. M. Batt-N. Dakota sprach kurz über die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Ihm folgte der Vorsitzende mit einem kurzen Hinweis auf den Lehreraustausch zwischen Preussen und Amerika, der mit diesem Schuljahre in Kraft getreten ist. Sodann erörterte Prof. C. Schlenker-Minnesota Mittel und Wege, wie man dem mangelhaften mündlichen Gebrauche des Deutschen bei Studierenden nach Vollendung der Elementarkurse in Mittelschule und College aufhelfen könne. Sehr lebhaft gestaltete sich die sich hieran schliessende Diskussion, eröffnet von Prof. Cutting und fortgeführt von den Herren Curme, Grumann, Batt, Leo Stern, Hohlfield, Handschin, Heller und Griebisch, der sich bei dieser Gelegenheit

\* Zu diesen rechne ich die beiden Untersuchungen der Herren Dr. C. N. Gould, "The Manuscripts and Editions of the Saga of Thorsten Vikingsson", und Dr. G. W. Hauschild, "The Nidrstigningsaga".

für das in der Diskussion dem Seminar gespendete hohe Lob bedankte und zugleich auf die Lehrmittelausstellung und deren zu freier Verteilung aufliegenden Katalog aufmerksam machte. Der Erörterung des Vortrages im einzelnen zu folgen würde bei der grossen Verschiedenheit der Ansichten und Lehrweisen hier zu weit führen. Grosses Interesse erregten auch die beiden folgenden Vorträge von Prof. Cutting über die beste Methode, den Gebrauch des Konjunktivs in der indirekten Rede zu lehren, und von Prof. Vos über den Gebrauch etymologisch verwandter Wörter im Elementarunterricht. Prof. Cutting verlangte, dass das Paradigma des Konjunktivs der indirekten Rede in den Schulgrammatiken nach Massgabe des wirklichen Gebrauches der Formen gedruckt werde (also: ich hätte, du habest, er habe, wir hätten, ihr hättet, sie hätten — ich redete, du redetest, er rede, wir redeten, ihr redetet, sie redeten); dem von Prof. Curme bei der Diskussion erhobenen Einwand, dass diese Kompromissform nur im Mittelland üblich sei, während der Südwesten unbedenklich auch die mit dem Indikativ zusammenfallenden Formen, der Norden dagegen durchweg das Präteritum gebrauche, setzte Prof. Cutting den stichhaltigen Grund entgegen, es sei sehr wohl gestattet, im Paradigma etwas dogmatisch zu verfahren. Redner empfahl, mit dem Gebrauch frühzeitig zu beginnen und zunächst Antworten auf einfache Fragen in indirekter Rede herauszulocken (z. B. „Was sagt er? es sei...?“ — „es sei einmal ein König gewesen...“), dann fortschreitend eine ganze Geschichte in indirekter Rede erzählen und endlich Abschnitte aus dem Gelesenen ebenso schreiben zu lassen. Prof. Vos wendete sich in seinem Vortrage gegen das übertriebene Heranziehen der etymologischen Verwandtschaft zur Worterlernung, das ebenso häufig hemmend als fördernd wirke; darin unterstützten ihn die Herren Cutting und Grumann, obwohl letzterer mit passendem Hinweis auf Rudolf Hildebrands treffliches Buch „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule“ vor allzu schroffem Vorgehen gegen das Etymologisieren warnte.

Den Glanzpunkt der diesjährigen Versammlung bot, so wie voriges Jahr in Columbus die Rede Prof. F. N. Scotts, die Ansprache des Präsidenten der Central Division, Prof. O. F. Emerson-Western Reserve University, am Abend des ersten Tages, über das Thema „The American Scholar and the Modern Languages“.\* Ein Rückblick und ein Ausblick. Den Anlass zu seinen Ausführungen bot die Vollendung des ersten Vierteljahrhunderts des Verbandes. Aus winzigen Anfängen erwachsen, — 40 Mitglieder, an insgesamt 28 Anstalten, zählte die M. L. A. im ersten Jahre ihres Bestehens, — erhob sich der Verband bald zu achtungsgebietender Grösse, in zehn Jahren stieg die Mitgliederzahl auf 430, heute beträgt sie über doppelt so viel. Zweifel über den Wert, ja die Berechtigung des neusprachlichen Studiums auf dem College waren damals allgemein; Charles Francis Adams' Angriff auf das Monopol der klassischen Sprachen, „The College Fetish“, entfesselte einen Sturm der Entrüstung. Erst 1880 waren in Deutschland die ersten Realschulabiturienten zum Universitätsstudium zugelassen und 1883 die besseren Oberrealschulen zu Realgymnasien er-

---

\* Der erste Redner des Abends war in Abwesenheit des Präsidenten der Northwestern University Dekan Holgate, der die Versammlung bewillkommte, dem vor Jahresfrist verstorbenen Prof. G. E. Karsten, der eine Zeitlang dem Lehrkörper der Anstalt angehört hatte, ehrende Erinnerung zollte und beiläufig auf die interessante Geschichte des Sitzungsgebäudes hinwies, in dem einst die Aufstellung Abraham Lincolns für die Präsidentschaft gesichert worden war, und das als Hauptquartier seiner Anhänger gedient hatte.

nannt worden. Ähnlich regte sich das neusprachliche Studium in England. Im zwölften Jahre ihres Bestehens empfand die M. L. A. die Notwendigkeit der Teilung in eine östliche und eine zentrale Gruppe, was manche zunächst scheel ansahen. Als greifbare Ergebnisse ihres Wirkens hob Prof. Emerson folgende Tatsachen hervor\*: allgemeine Förderung und Entwicklung des Forschertriebs und der wissenschaftlichen Arbeit, damit direkt und indirekt Mitarbeit an der Gründung und Ausgestaltung der graduate schools (vorausgegangen waren Harvard 1870, Johns Hopkins 1876; 1883 gab es 500 graduate students in Amerika, etwa 200 studierten auf deutschen Hochschulen, heute zählt man hier über 8000, während ihrer nur 500 sich in Europa weiterbildeten); Zunahme der Veröffentlichungen (zu einer Zeit, da den deutschen Kollegen Herrigs Archiv, Germania, Zeitschrift für deutsches Altertum, Zeitschrift für deutsche Philologie u. a. m. zur Verfügung standen, musste man sich hier mit den Publications of the Philadelphia Academy for the Promotion of Natural Sciences begnügen; heute liegen 23 stattliche Bände der Publications of the M. L. A. vor, in den ersten Bänden noch viel Pädagogisches, später alle Beiträge rein wissenschaftlich; 1886 Modern Language Notes gegründet, 1897 Journal of Germanic Philology, 1898 die Dialect Notes der American Dialect Society, 1903 Modern Philology, und einige andere für Sonderzwecke); bessere Textbücher, deren jede Generation von Grund aus neue braucht, neue Stoffe, neue Methoden der Darstellung; Ausbau der Bibliotheken im ganzen Lande und Ausbildung eines trefflichen Austauschverfahrens, Beginn der Sammlung mechanischer Abdrucke von Manuskripten u. dgl.; und endlich Hebung der Wertschätzung des Studiums der neueren Sprachen als Bildungsmittel auf eine zu Beginn der Periode nicht geahnte Höhe, so dass es das der klassischen Sprachen mindestens eingeholt, besser noch überholt hat. Diesen unverkennbaren Fortschritten gegenüber fallen die Nachteile und die Bedenken, die der Redner keineswegs verschwiegen und bemängelte, weniger ins Gewicht; unser Jubiläum darf ein Tag der Hoffnung sein, — die Lehrjahre sind vorüber, die Wanderjahre neigen sich zu Ende, die Meisterjahre verlangen Einlass. Reicher Beifall lohnte den Vortragenden für seine gelegenen, scharf durchdachten Ausführungen.

Für Unterhaltung und Bewirtung der Gäste war ausgiebig gesorgt, und der Dank des Verbandes an die Northwestern University war wohlverdient. Allen Teilnehmern wird die prächtige Kneiprede Professor Hatfields lange in angenehmer Erinnerung bleiben.

Univ. of Wis.

Edwin C. Roedder.

## II. Korrespondenzen.

### Cincinnati.

Der zu Ende gehende Winter war hier ganz besonders fruchtbar an Vorträgen und Vorlesungen. Über was wurde in den letzten Monaten bei uns nicht alles „ge-lectured“? Nulla dies sine lectura, konnte man einen bekannten lateinischen Ausspruch seufzend variieren. Ob auch alles verdaut wurde?

Erfreulicherweise kam die deutsche Lehrerschaft bei dieser Vortragsflut nicht zu kurz, denn sie hörte hier diesen Winter den Dichter Carl Hauptmann und Austausch-Professor Eugen Kühnemann. Für die Lesezirkel der deutschen Lehrer hat ausserdem Dr. Fick folgende Vorträge angekündigt: 17. Februar, Emanuel Geibel; 3. März, Friedrich Rückert; 17. März, Fritz Reuter. Unsere

\* Dieser Teil des Vortrages bot mittelbar eine sehr zeitgemässe scharfe Abwehr gewisser unverantwortlicher Angriffe auf den Wissenschaftsbetrieb in Amerika, die unlängst in einem ausländischen Blatt erschienen sind.

hiesige Universität steht gegenwärtig mit Herrn Fick in Unterhandlung, um ihn für einen Vortrags - Cyklus über Deutschamerikanische Literatur während des nächsten Winter-Semesters zu gewinnen. Mit berechtigtem Interesse darf man wohl diesen Vorlesungen des gründlichen Kenners und unermüdlichen Sammlers deutschamerikanischer Literaturerzeugnisse entgegensehen.

Zu Anfang dieses Schuljahres reisten, wie in den „Monatsheften“ schon früher berichtet, 357 amerikanische Erzieher und Erzieherinnen nach England, um die dortigen Schulverhältnisse an Ort und Stelle zu studieren. Es war gewissermassen ein Gegenbesuch auf die Studienreisen, die vordem englische Lehrer und Maschinentechiker nach Amerika unternommen hatten. Beinahe alle grösseren Städte der Vereinigten Staaten waren bei dem Gegenbesuch durch Delegaten vertreten; es befanden sich darunter Schulsuperintendenten, Schulvorsteher, Spezial- und Klassenlehrer. Auch Cincinnati hat einen Lehrer und zwei Lehrerinnen nach Grossbritannien entsandt, und seit ihrer Rückkehr, Ende Dezember, hatten uns dieselben gar vieles und Interessantes über ihre Beobachtungen und Erfahrungen zu berichten. Ganz besonders gerne hört man Frl. Ella A. Rothe, Lehrerin der 3. Intermediatschule, über ihre Studienreise erzählen, um so mehr als sie nicht allein England, sondern auch Deutschland zu diesem Zweck besucht hatte. Und gerade von deutschen Lehranstalten weiss Frl. Rothe besonders viel Rühmliches und Fortschrittliches zu berichten, wie aus einer kurzen Zusammenfassung („Deutsche Schulen“) an anderer Stelle zu ersehen ist. Kein Wunder, dass die reddegewandte Dame, die überdies eine scharfe Beobachtungsgabe und ein gesundes Urteil hat, seit ihrer Rückkehr von allen Lehrern und Mitter - Vereinigungen als Vortragende eingeladen wird.

Auch Professor Paul H. Hanus vom Harvard College und Vorsitzter der Industrial Commission von Massachusetts sprach in der letzten Monatsversammlung des hiesigen Schoolmasters' Club in begeisterter Weise über den gewerblichen Unterricht in Deutschland. Er hob hervor, dass man in Deutschland allgemein zu der Ansicht hinneigt, dass die phänomenale Entwicklung des Landes auf industriellem Gebiet in erster Linie den Gewerbeschulen des Landes zu verdanken sei. In eingehender Weise schilderte er den Umfang des gewerblichen Fortbildungsun-

terrichts in Deutschland und wies insbesondere darauf hin, dass fast ausnahmslos der Unterricht in den Gewerbeschulen während des Tages erteilt würde, was dadurch ermöglicht würde, dass alle Arbeitgeber gesetzlich gehalten seien, ihre Lehrlinge während gewisser Stunden des Tages von der Arbeit zu dispensieren, um ihnen den Besuch der Gewerbeschulen zu ermöglichen. Wie riesig verbreitet die Gewerbe- und Fortbildungsschulen sind, bewies Professor Hanus an der Stadt München, die vierzig verschiedene Arten von Gewerbeschulen besitzt. Auch die Militärzeit bezeichnete der Vortragende als einen nicht zu unterschätzenden Faktor in der allgemeinen Ausbildung und Erziehung und erklärte sie als einen Schlussstein der gesamten Ausbildung.

Der Verband unserer Schulprinzipale ernannte in seiner letzten Sitzung einen Ausschuss, der die nötigen Schritte tun soll, um dem Kongress in Washington eine Petition zu unterbreiten zugunsten der Kreierung des Postens eines Sekretärs für das Erziehungswesens, d. h. also eines Unterrichts - Ministers. Der Antragsteller brachte treffende Argumente für seine Sache vor, unter anderen folgendes: „Deutschland und sein Schulsystem bilden heute den Gegenstand der Bewunderung der ganzen Welt und dies verdankt es ausschliesslich dem Umstande, dass es stets eine tüchtige Oberleitung gehabt und einen tüchtigen Lehrkörper herangebildet habe. Niemand wird behaupten wollen, dass das Lehrfach in den Vereinigten Staaten eine wirkliche Profession sei. Statt einer Zentralisierung beobachtet man hier vielmehr Zersplitterung auf dem Gebiete des Erziehungswesens.“ — Es wäre von Herzen zu wünschen, dass die Herren Prinzipale in ihrem Bemühen Erfolg hätten. In derselben Sitzung wurde dem hiesigen Jugendrichter gehörig der Kopf gewaschen, weil er mit der schulschwänzenden und rüpelhaften Jugend manchmal gar zu gelinde ins Gericht gehe. Einem Schulvorsteher erklärte nämlich der Kadi vom Richtersthule herab, dass er denjenigen Lehrer verhaue würde, der einen Jungen für das Werfen mit Schneebällen bestrafe. Nach dem Tadelsvotum des Prinzipalvereins soll der Herr Richter geäussert haben, dass er jene Erklärung nicht im Ernste gemeint habe! — Also ein Spassmacher auf dem Richterstuhl!

Wie ungünstig, ja beschämend gegenüber den Urteilen über deutsche Schulen lautet nachstehende Mitteilung eines New Yorker Korrespondenten an



eine hiesige Zeitung: „Fast sämtliche höheren Unterrichtsanstalten des Landes, die Universitäten Princeton, Columbia, Yale und viele andere haben die unangenehme Erfahrung gemacht, dass ein ungewöhnlich hoher Prozentsatz der ihnen aus den Mittelschulen zuströmenden Musensöhne in der englischen Sprache sehr schlecht beschlagen ist. Viele der jungen Leute können nicht richtig buchstabieren und müssen ihre Bildungslücken erst in Präparandenschulen ausfüllen. Ein bekannter hiesiger Pädagoge meinte: „Das kommt von dem modernen System unserer öffentlichen Schulen, nach welchem die Kinder gezwungen werden, viele Gegenstände zur selben Zeit zu studieren und das so zu unterrichten sucht, dass den Kindern alles nur spielend beigebracht werden soll. Wir beginnen in den Kindergärten und suchen dasselbe System durch die Mittelschulen aufrecht zu erhalten.“

Durch eine am 6. März vom hiesigen Kreisgericht abgegebene Entscheidung ist der gegenwärtige, nur aus sieben Mitgliedern bestehende Schulrat für unkonstitutionell erklärt worden, und zwar, weil das Gesetz, durch welches derselbe kreiert wurde, als Speziagesetz zu betrachten ist, das nicht auf alle Teile des Staates Bezug hat und in allen auf gleiche Weise operiert. Die Entscheidung folgte auf Grund eines Quo Warranto-Verfahrens, das Herr S. B. Marvin, der Präsident des früheren Schulrats, gegen Dr. J. M. Withrow, den Präsidenten der neuen Behörde, einreichte und worin er verlangte, dass der Letztere seines Amtes entsetzt und er (Kläger) wieder in seine alten Rechte eingesetzt werde. Die Folge der Entscheidung ist, dass der frühere, aus 24 Distrikt-Mitgliedern und drei Mitgliedern at large bestehende Behörde wieder in ihre Funktionen eintritt, da nicht zu erwarten ist, dass das Oberstaatsgericht, dem der Fall zur endgültigen Entscheidung unterbreitet werden wird, an der gegenwärtigen Entscheidung rütteln werde.

E. K.

#### Milwaukee.

Präsident Chas. McKenny von der hiesigen Normalschule arbeitet zur Zeit an einer Vorlage, welche die Feststellung eines Mindestgehalts der Landschullehrer in Wisconsin bezweckt. Herr McKenny erwähnt folgende Staaten, welche ein diesbezügliches Gesetz schon aufzuweisen haben: In Ohio, Indiana und Pennsylvanien beträgt das niedrigste Gehalt

eines Landschullehrers \$40 monatlich; in N. Carolina und West Virginia, \$35; der Staat Maryland sichert einem weisen Lehrer nicht weniger als \$300 jährliches Einkommen, und in New Jersey wird das Minimum der Lehrgehälter in den verschiedenen Counties durch das Referendum festgestellt. Die Lehrer an den Landschulen Wisconsins würden nach der erwähnten Vorlage \$30 monatlich, resp. \$240 für die acht Monate des Schuljahres beziehen. Durch diese Massregel hofft man unseren Landschulen tüchtigere Lehrkräfte zuzuführen. Andere, das Schulwesen Wisconsins betreffende Vorlagen, mit welchen unsere Gesetzgeber sich werden befassen müssen, sind:

Eine Bill zur Schaffung einer beständigen Schulbehörde für jedes County. Die Behörde soll das Recht haben, einen County Superintendenten auf unbestimmte Zeit zu ernennen, sowie das von ihm zu beziehende Gehalt zu bestimmen. Eine andere, allerdings nur die Schulen Milwaukee betreffende Bill, bezieht sich auf die Pensionierung solcher Lehrer, die fünfundzwanzig Jahre im Dienste gewesen und in den Pensionsfonds eine bestimmte Summe eingezahlt haben. Man ist überzeugt, dass diese Bill, welche vor einem Jahre wegen technischer Unvollkommenheiten Schiffbruch erlitt und deswegen einer Umarbeitung unterworfen wurde, diesmal zur Annahme gelangen wird.

Von den Mitgliedern des Milwaukeeer Lehrerverbandes wurde die Gründung eines Fonds für altersschwache oder kranke Lehrer beschlossen. Der Erlös aus den Robertsonschen Reisebeschreibungen im März und April wird das Stammkapital bilden. Der Verein beschloss ferner, eine Sterbekasse zu gründen, für welche von jedem Mitglied ein Beitrag von 50 Cts. jährlich erhoben wird. Die Begräbniskosten eines verstorbenen Mitgliedes sollen aus diesem Fonds gedeckt werden; ausserdem werden die Hinterbliebenen eine kleine, \$100 nicht zu übersteigende Summe erhalten.

Das Komitee für Textbücher wird bei der nächsten Gelegenheit unserem Schulrat die Ernennung eines Arztes für die öffentlichen Schulen Milwaukee empfohlen. Derselbe wird die sanitären Zustände der Schulen zu prüfen und über die Gesundheit der Kinder zu berichten haben. Ein Gehalt von \$2500 bis \$4000 ist mit dieser Stellung verbunden. Es versteht sich von selbst, dass dem Arzte

eine genügende Anzahl von Assistenten beigegeben wird, um der wichtigen Arbeit in jeder Hinsicht gerecht zu werden.

Von dem Vorstand des Staatsverbandes „Wisconsin“ des D. A. Nationalbundes wurden in einer kürzlich abgehaltenen Geschäftsitzung Schritte eingeleitet, um stets ein wachsames Auge auf die in Madison einzureichenden Gesetzesvorlagen zu halten und im Notfalle gleich mit den nötigen Massregeln zur Verhütung schädlicher Gesetze bei der Hand zu sein. Als Schulratskomitee wurden die Herren Richter Emil Wallber, Dr. Julius Bruess und Louis Aaron erwählt.

Das Andenken des grossen Märtyrerpräsidenten Lincoln wurde in unserer Stadt in würdiger Weise gefeiert. Das Hippodrom, welches etwa 3000 Personen fasst, war bis auf den letzten Platz besetzt. Auf der Bühne waren Sitze für die hervorragendsten Bürger der Stadt angebracht. Unter den Hauptnummern des Abends sind besonders zu erwähnen die Ansprachen der Kongressabgeordneten Bourke Cockran von New York und J. J. Esch von Wisconsin. Auch in den verschiedenen Schulen wurde das Gedächtnis Lincolns in sinniger Weise geehrt. Eine besonders hübsche Feier war von der D. E. Akademie veranstaltet worden. Die Festrede hielt Prof. Julius Goebel, dessen begeisternde Worte einen tiefen Eindruck hinterliessen. Der Redner ging von dem Gedanken aus, dass das Deutschamerikanertum sich mit dem 100. Geburtstag Lincolns auch seine Zeitgenossen ins Gedächtnis zurückrufen sollte, namentlich die deutschen Vorkämpfer, welche mit Lincoln geschafft

und für die gemeinsame Sache gestritten haben.

Auf der Fahrt von New York nach Milwaukee, kurz vor Buffalo, ist Leon Wachsner, der Direktor des deutschen Theaters in Milwaukee, Samstagabend, den 20. Februar, plötzlich einem Herzschlag erlegen. Das unerwartete Hinscheiden von Leon Wachsner erscheint um so tragischer gerade jetzt, wo das Fortbestehen des deutschen Theaters durch die Bestrebungen hiesiger deutscher Bürger auf Jahre hinaus gesichert war. Es waren Vorbereitungen im Gange, um am Schlusse der Saison das 25. Direktorenjubiläum Herrn Wachsners in gediegener Weise zu begehen. Den Prolog zu dieser Feier hatte der Dichter Fulda zu verfassen versprochen. Es ist überflüssig, an dieser Stelle auf die grossen Verdienste Herrn Wachsners um die deutsche dramatische Kunst in diesem Lande hinzuweisen. Auch seine Feinde — und welcher gesinnungstüchtige Kämpfer hätte wohl keine? — müssen zugeben, dass Herr Wachsner stets bestrebt war, das deutsche Theater auf einer hohen künstlerischen Stufe zu erhalten. Hoffentlich gelingt es uns, Herrn Wachsner einen Nachfolger zu geben, der befähigt ist, unser Kunstinstitut mit gleichem Ernst und gleicher Fähigkeit weiter zu leiten.

In der Februarversammlung der Alumnen des N. D. A. Lehrrerseminars wurde beschlossen, die eingelaufene Summe von \$110 dem Direktor des Seminars, Herrn Max Griebach, zu übergeben. Dieselbe soll als nicht zurückzahlbares Stipendium zwei männlichen Studenten des Seminars zur Verfügung gestellt werden.

C. M. P.

### III. Umschau.

Von unserem Seminar. Die Studenten des Lehrerseminars und der Vorbereitungsklassen haben einen literarischen Verein ins Leben gerufen, der einmal im Monat sich versammeln soll, um unter sich literarische Fragen zu besprechen, sowie um einzelne oder mehrere Werke von Dichtern und Schriftstellern eingehender kennen zu lernen. Häufig werden verschiedene Seiten der Wirksamkeit eines Verfassers beleuchtet und durch Vortragen von Gedichten oder Auszügen aus grösseren Schriften erläutert, wobei die Se-

minaristen selbst es übernommen haben, die erforderlichen geschichtlichen und beurteilenden Beiträge zu liefern. Die zu behandelnden Gegenstände sollen abwechselnd der englischen und deutschen Literatur entnommen werden. Am 6. Februar fand die erste Zusammenkunft statt, welche sich mit dem Leben und den Werken von Edgar Allen Poe beschäftigte; es wurde zu einer Art schuldigen Gedächtnisfeier an den grossen amerikanischen Dichter, der vor 100 Jahren geboren wurde. Das Gegebene wurde mit allseitigem Beifall

und Interesse aufgenommen. Für den Märzabend ist eine Betrachtung Eduard Mörikes vorgesehen.

Otto Victor Thiele, der Lehrer der naturwissenschaftlichen Fächer am Seminar, gab Mitte Februar seine Stelle auf, um in den Dienst der Staatsuniversität zu treten. Als Nachfolger auf diesem Posten wurde Herr G. W. Bishop angestellt, der in den letzten Jahren als Lehrer der Naturwissenschaften an der High School von Kankakee, Ill., tätig war.

Am Vorabend von Lincolns Geburtstag feierte auch das Lehrerseminar zusammen mit der Deutsch-Englischen Akademie das Andenken an die einhundertste Wiederkehr des Geburtstages unseres grossen Präsidenten Abraham Lincoln. Die Feier war eine äusserst würdige und eindrucksvolle und wird gewiss allen, die derselben beiwohnten, lange in Erinnerung bleiben.

Das Programm enthielt ausser den patriotischen Gesängen und Liedern, die teils von den Schülern im Chor, teils von allen Anwesenden gesungen wurden, eine Reihe Deklamationen und Anekdoten, die sich mit der Person des Gefeierten befassten.

Der englische Redner, Gerry W. Hazelton aus Milwaukee, gab eine höchst interessante Schilderung eines Besuches, den er s. Zt. dem Präsidenten Lincoln, mit welchem er persönlich bekannt war, abstattete. Die deutsche Festrede hatte Professor Julius Goebel von der Staatsuniversität von Illinois übernommen, welchem wir hiermit nochmals für seine begeisternden Worte Dank sagen. Den Inhalt seiner Rede fassen wir in gedrängter Form in folgendem zusammen: Wir feiern das Andenken eines der grössten Männer der Union, eines Mannes, der besonders auf die Deutschen einen Zauber ausgeübt hat wie wenige andere Amerikaner. Allein dieser Festtag soll uns auch eine andere Erinnerung zurückrufen, die Erinnerung an die Tage, wo die Deutschen in Amerika an dem Aufbau und an der Befestigung der Union und der Freiheit ihrer Bürger ruhmvoll mitgearbeitet und mitgestritten haben und — dafür als Bediente behandelt wurden. Damals fehlte unseren Vorfahren die Einigkeit, die feste Organisation, wie sie die Irländer hatten; heute erst versucht der deutschamerikanische Nationalbund nachzuholen, was zu jener Zeit versäumt wurde.

Beim 100. Geburtstage Lincolns mag auch das Deutschamerikanertum der deutschen Männer gedenken, die mit

Lincoln geschaffen und gestritten haben, auf dass unsere Kinder die ruhmvolle Geschichte deutscher Vorkämpfer kennen lernen und sich einprägen. „An unseren Nationalhelden richten wir uns auf, wenn es niederwärts geht, an ihnen erbauen wir unsere Jugend.“

Wie es Deutsche waren, die den Gedanken einer Union hereingetragen, so haben sie auch zuerst den Gedanken einer Wiedergeburt des amerikanischen Volkes gefasst; so waren es die deutschen Einwanderer, aus deren Mitte die Gründer der republikanischen Partei entstanden; von deutschen Republikanern wurde der unscheinbare und unbekannte Landadvokat Abraham Lincoln als Präsidentschaftskandidat aufgestellt und gewählt. Was die Deutschen an Lincoln fesselte, war seine Eigenheit, seine gesunde Auffassung und seine kerngesunde Natur.

Der englische Botschafter James Bryce über die Deutschen in Amerika. Auf einem Bankett, welches die Merchants & Manufacturers' Association am 10. Februar zu Milwaukee dem englischen Botschafter James Bryce gab, hielt der Gast eine Rede, worin er mit freundlichen Worten der deutschen Mitarbeit in Amerika gedenkt. Wir bringen diese Ansprache, soweit sie sich auf die Deutschen bezieht, hiermit zur Kenntnis unserer Leser: Es ist mir stets ein Vergnügen, den Staat mit dem Dachs im Wappen zu besuchen, da ich denselben in vieler Hinsicht für den fortschrittlichsten der Union halte, insbesondere hinsichtlich seiner Politik und seiner Erziehungsanstalten. Gelegentlich meines letztjährigen Besuches in Madison habe ich mit Bewunderung die Vielseitigkeit des Wirkens der Staatsuniversität beobachtet. Besonderes Interesse gewährte mir die in Amerika verhältnismässig neue Einrichtung, der Landbevölkerung Gelegenheit zu geben, theoretische Kenntnisse in der Landwirtschaft zu erwerben, sodass der Landwirt die gleichen Vorteile geniesst wie der Student oder der Kaufmann.

Bei meinem Besuch zu Milwaukee im Jahre 1870 musste ich deutsch sprechen, was mir von meiner Studentenzeit in Deutschland her bekannt war, denn niemand verstand Englisch. Inzwischen ist Milwaukee zur Grossstadt herangewachsen, die Söhne jener Deutschen, die 1870 das Hauptkontingent der Einwohnerschaft bildeten, sind zu Männern geworden; sie sprechen englisch und fühlen sich als Amerikaner. Das ist alles

sehr schön und sollte auch so sein; aber ich hoffe, dass sie nicht die deutsche Sprache vergessen haben. Denn es ist ein grosser Vorteil im Leben, mehr als eine Sprache zu beherrschen, besonders wenn die zweite Sprache so weit bekannt ist wie die deutsche, und wenn sie eine so vortreffliche Literatur besitzt.

Die Deutschen haben der amerikanischen Nation mehr gegeben, als ich hier zu sagen vermag. Aus ihren Reihen sind grosse Generale und Tausende von tüchtigen Soldaten hervorgegangen, grosse Staatsmänner wie Karl Schurz, und alle Fortschritte, die Amerika auf dem Gebiete der Schul- und Erziehungswesens aufzuweisen hat, sind in erster Linie dem Einflusse des deutschen Elementes zu verdanken. Ich habe die Milwaukeer Schulen vielfach rühmen hören und glaube, dass es auch hier der Eifer der deutschen Bevölkerung ist, welcher das Schulwesen auf eine solche Höhe gebracht hat. Was mir ferner auffiel, ist die grosse Anzahl von Dichtern deutscher Abstammung in Amerika.

Leon Wachsner, der Leiter des deutschen Theaters in Milwaukee ist am Samstag, dem 20. Februar, auf der Heimfahrt von New York, kurz vor Buffalo, unerwartet gestorben. Ein plötzlicher Hustenanfall muss ein Blutgefäss gesprengt oder einen Herzschlag herbeigeführt haben; sein Freund und Begleiter Isaac D. Adler brachte die Leiche nach Milwaukee, wo am 24. Februar der Verbliebene zur letzten Ruhe bestattet wurde.

Es ist begreiflich, dass ganz Milwaukee um den Dahingeshiedenen trauert, ist doch das deutsche Theater und mit ihm sein langjähriger Leiter ein Teil des Lebens von Milwaukee. Leon Wachsner war wie wohl kein zweiter geschaffen, seine verantwortliche Stellung auszufüllen; energisch und tatkräftig, dabei vorsichtig und zurückhaltend, besass er einen gesunden Humor, der ihm Freunde machte. Wenn er auch manchmal schroff erscheinen mochte, so brachte das seine Berufstätigkeit mit sich und trug eher dazu bei, die Arbeit am Theater innerlich zu festigen und ihr den geschäftlichen Ernst zu erhalten. Geboren war Leon Wachsner 1854 zu Stettin und war 1880 nach Amerika gekommen. Bei seiner Ankunft hatte er keinerlei Erfahrung als Schauspieler, erst 1880 trat er in Williamsburgh, N. Y., auf; er spielte dann am Germania-theater in New York. Nach einigen

Jahren in Milwaukee und Chicago übernahm er zusammen mit Julius Richard und Ferdinand Welb die Leitung der vereinigten deutschen Theater von Milwaukee im Jahre 1884. Sieben Jahre später starb Herr Richard, und endlich im Jahre 1900 trennte sich Herr Welb von Herrn Wachsner, um die Direktion des Theaters in St. Louis anzutreten. Seit jener Zeit nun war Leon Wachsner der alleinige Leiter, und es war hauptsächlich seine umsichtige Geschäftsgewandtheit und seine geschickte Führung, die das Milwaukeer Pabsttheater zum ersten deutschen Theater des Landes gemacht haben. Jedes Jahr reiste Herr Wachsner nach Deutschland, nicht bloss um sich die besten Kräfte zu sichern, sondern auch um durch Erwerbung von beifällig aufgenommenen Neuheiten in Amerika gleich Gutes leisten zu können wie die Bühnen in Deutschland. Seine rastlosen Bemühungen waren auch von seltenem Erfolg begleitet: das Pabsttheater steht heute auf einer anerkennenswerten künstlerischen Stufe und wird von keinem, auch von keinem englischen, darin übertroffen. Dass der Besuch des Theaters hin und wieder zu wünschen übrig liess, war nicht Wachsners Schuld; alle geistigen oder nationalen Bestrebungen, die sich von der ausgetretenen Bahn des Alltags entfernen, erhalten in Amerika häufig nicht die verdiente Unterstützung, noch viel weniger können sie bestehen, ohne von Zeit zu Zeit einen ausgiebigen Geldzuschuss von Gönnern der guten Sache zu empfangen. Wenn es Herrn Wachsner möglich war, bisher mit einem jährlichen Beitrag von \$4500 auszukommen, so zeugt dies nur von seiner ausserordentlichen geschäftsmännischen Kraft, denn auch ein Laie kann die erheblichen Kosten überschlagen, die erstklassiges Personal, neue Stücke mit neuen Ausstattungen u. s. w. unvermeidlich mit sich bringen. Wie sehr aber auch die deutsche Bürgerschaft Herrn Wachsners hohes Streben würdigte und verstand, geht daraus hervor, dass es immer bereitwillig den erforderlichen Zuschuss aufbrachte, und der Abgeschiedene hatte noch die Genugtuung, kurz vor seinem Weggang diese garantierte Beisteuer für die nächsten fünf Jahre hinaus auf \$8000 das Jahr erhöht zu sehen, sodass die Zukunft seines Lebenswerkes gesichert ist. Sein Nachfolger wird ohne Schwierigkeit das unterbrochene Werk fortführen können, da es auf so guter Grundlage aufgerichtet steht.

Wie für die Geschichte der deutsch-amerikanischen Bühne Milwaukee an



erster Stelle in Betracht kommen muss, so kann sie auch nicht darauf verzichten, Leon Wachsner, seinen hochgesinnten Führer, unter den ersten Namen in ihren Annalen zu verzeichnen. Die Bürger der Stadt aber und alle Deutschamerikaner werden ihm als Förderer nationaler Ziele ein unvergessliches ehrendes Andenken bewahren.

**Deutschamerikanischer Nationalbund.** Die Mitteilungen für Februar bringen eine Einladung des Vereins für das Deutschtum im Ausland zu der vom 3. bis 5. Juni 1909 in Berlin stattfindenden Hauptversammlung. Herr Professor M. D. Learned wird als Vertreter des Bundespräsidenten daselbst erscheinen. Alle Deutschamerikaner, welche sich um die angegebene Zeit in Berlin aufzuhalten gedenken, werden ersucht, der Versammlung beizuwohnen und sich dieserhalb mit dem Vorstand des Nationalbundes zu benehmen.

Der Nationalbund erklärt sich bereit, dem Ersuchen des Nordamerikanischen Turnerbundes zu entsprechen und ein noch zu verfassendes Manifest zu befürworten, das zur Mässigkeit im Genuss geistiger Getränke auffordern und sich nicht bloss an Brauer und Schankwirte, sondern auch an alle diejenigen wenden soll, die einer weiteren Ausdehnung der Temperenzbewegung vorbeugen wollen.

**Die Universität von Chicago** hat uns jetzt schon die vorläufige Bekanntmachung der geplanten Sommerkurse zugehen lassen. Die Menge des Gebotenen ist auch in diesem Sommer recht gross. Die erste Hälfte des Sommerquartals wird die Zeit vom 21. Juni bis 28. Juli umfassen, die zweite die Tage vom 29. Juli bis 3. September.

Dr. Edwin C. Cooley hat das Amt des Vorstehers des Chicagoer Schulwesens (Superintendent) nach einem neunjährigen Kampfe endgültig niedergelegt, um Leiter der Verlagsgesellschaft D. C. Heath & Co. zu werden. In der neuen Stellung wird er einen jährlichen Gehalt von \$12,000 beziehen. Als Grund für seinen Rücktritt gibt Herr Cooley an, dass die endlosen Anstrengungen im Amte seine Stärke und Gesundheit untergraben hätten, weshalb er sich von nun an einem weniger aufreibenden Zweige des Erziehungswesens widmen möchte.

**Der Jahresbericht des** Erziehungskommissärs der

Vereinigten Staaten liegt zum Verschicken bereit, sechs Monate nach Schluss des darin behandelten Schuljahres, was einen grossen Fortschritt bedeutet. Es steht zu hoffen, dass auch der Kongress in Bälde dem staatlichen Erziehungsamte ein geeignetes Gebäude anweisen kann. Die gegenwärtig von demselben bewohnten Räumlichkeiten lassen in gesundheitlicher Hinsicht zu wünschen übrig, sind auch bei weitem nicht gross genug.

**Charles Hart Handschin**, Professor des Deutschen an der Miami Universität in Oxford, Ohio, hat im Miami Bulletin eine Anzahl wertvoller Winke für deutsche Lehrer, die an High Schools und Colleges unterrichten, veröffentlicht. Namentlich da, wo beim Deutschunterricht die englische Sprache immer noch die Sprache des Klassenzimmers ist, kann die Kenntnis dieses Aufsatzes von segensreicher Wirkung sein. Wir empfehlen diese Fingerzeige aufs lebhafteste.

**Deutsche Schulen.** In der am 27. Feb. stattgefundenen Versammlung des „Cincinnati Teachers' Club“ hielt Frä. Ella A. Rothe, die vor kurzem von einer längeren Studienreise aus Deutschland zurückgekehrt ist, einen sehr interessanten Vortrag über „Lehranstalten in Deutschland“ auf Grund ihrer persönlichen Beobachtungen.

Die Vortragende behandelte in erster Linie die Volksschule und führte aus, dass in Deutschland infolge des Zusammenwirkens der Ärzte und der Lehrer den geistigen und körperlichen Fähigkeiten des Kindes im vollsten Umfange Rechnung getragen wird.

Geistig und körperlich minderwertige Kinder werden in kleinen Klassen unterrichtet und für ihre körperliche Entwicklung wird ebenfalls in der umfassendsten Weise Sorge getragen. In sehr vielen Fällen entwickeln sich die Kinder dann vollständig und können den gewöhnlichen Klassen wieder zugeführt werden. In absolut hoffnungslosen Fällen kommen die geistig zurückgebliebenen Kinder in ganz besondere Anstalten, wo sie von speziell hierfür ausgebildeten Lehrkräften Unterweisung erhalten. Die körperlich schwachen Kinder werden nach Erholungsheimen oder den berühmten „Waldschulen“ gesandt, die namentlich bei den Ärzten allgemeinen Beifall finden.

In ausserordentlich enthusiastischer Weise sprach sich Frä. Rothe namentlich über das Schulsystem in Mannheim aus. Diese Stadt hat fünf ganz neue

hochmoderne Schulhäuser. Eine derselben, die Humboldt-Schule, enthält 52 Räume, darunter Frühstückszimmer, Ruhesäle, Handfertigkeitsschulen, Turnhalle u. s. w.

Im weiteren Verlauf ihres Vortrages bemerkte die Rednerin, dass die Wohlfahrtsvereine es sich angelegen sein lassen, die Kinder, denen es an der nötigen häuslichen Obhut fehlt, nach den Schulstunden bis sieben Uhr abends unter ihre Obhut zu nehmen. Für die Beköstigung der Kinder wird Sorge getragen und sie erhalten Gelegenheit, ihre Schularbeiten in sanitären, luftigen Räumen zu machen, während ihre Eltern auf der Arbeit sind, damit sie auf diese Weise von der Strasse und ihren bösen Einflüssen ferngehalten werden.

Hat das Kind mit 14 Jahren die Volksschule absolviert und tritt in das Leben, um den Kampf ums Dasein aufzunehmen, so ist es auch dann noch bis zum 18. Jahre unter der Jurisdiktion der Schulbehörden. Jeder Knabe und jedes Mädchen sind nämlich gehalten, die sogenannten Fortbildungsschulen an zwei Wochentagen zu besuchen und je drei Stunden Unterricht zu nehmen. Drei Stunden wöchentlich sind dem theoretischen Unterricht gewidmen, der Deutsch, Geographie, Geschichte und kaufmännisches Rechnen umfasst, während die übrigen drei Stunden der praktischen Ausbildung in dem Fache gewidmet sind, welchem der oder die Betreffende sich zu widmen gedenkt. Der reguläre Unterricht findet zwischen sieben Uhr morgens und sechs Uhr abends statt und jeder Arbeitgeber ist gehalten, seinen Lehrlingen die nötige Zeit zu dem Schulbesuch zu geben.

Die Zöglinge der Fortbildungsschulen können auch noch aus eigenem Antriebe die Schule in den Abendstunden besuchen und an dem Sprachunterricht teilnehmen, und dieser Sprachunterricht umfasst: Französisch, Englisch und Spanisch. In Verbindung mit diesen Schulen bestehen auch Debattiervereine, sowie Turnklassen; kurz es sind alle nur erdenklichen Anstalten getroffen worden, um den jungen Leuten Gelegenheit zu bieten, ihre Zeit in nützlicher und ihre Erziehung fördernder Weise zu verbringen.

Ernst v. Wildenbruch, dessen Grösse als Dichter und Schriftsteller sicherlich in der Zukunft noch höher gewürdigt werden wird als gegenwärtig, ist am 20. Januar aus unserer Mitte geschieden. Er wurde zu Weimar, wo er schon seit 1900 seinen ständigen Auf-

enthalt hatte, zur Ruhe bestattet. Unter den mannigfachen Wildenbruch-Erinnerungen, die sich seit dem Hinscheiden mit dem grossen Toten wieder lebhafter beschäftigen, möge hier nur derjenigen gedacht werden, die sich dankbar erinnern, dass Wildenbruch in jeder Beziehung ein grosser Freund der Lehrer war und ihre Bestrebungen in jeder Weise förderte. Mehr als einmal hat er auch in den Fragen der Jugenderziehung das Wort ergriffen. Wenn in Berlin eine grössere Konferenz von Erziehern und Schulmännern tagte, so konnte man sicher sein, Wildenbruch zu finden, mit Eifer den Verlauf der Debatten verfolgend. Einmal wurde er von dem Vorsitzenden einer Lehrerkonferenz gebeten, auch an dem darauffolgenden Festessen, dass alle Lehrer vereinigte, teilzunehmen. Wildenbruch willigte gern ein. Aber er war nicht zu bewegen, bei der Festlichkeit das Wort zu ergreifen. Schliesslich gab er dem Drängen doch nach und erhob sich zu folgender Ansprache: „Meine Herren! Ich habe diesen Saal schon voller und leerer gesehen. Aber so voller Lehrer habe ich ihn noch nicht gesehen. Alle Lehrer sollen hoch leben!“ Stürmische Heiterkeit folgte dieser Ansprache, die Wildenbruch selbst als einen alten Kaulauer bezeichnete.

Der neue Botschafter des deutschen Reiches, Graf Johann Heinrich von Bernstorff, hat inzwischen die Geschäfte in Washington übernommen. Dem neuen Beamten geht der Ruf grosser Gewandtheit und Leutseligkeit voraus, er ist mit einer Deutschamerikanerin, der Tochter eines New Yorker Grosskaufmanns, verheiratet, ein Umstand, der geeignet sein dürfte, ein unschönes Wort, das man böswillig dem Kaiser in den Mund legen wollte: „Ich kenne Deutsche, ich kenne Amerikaner, aber Deutschamerikaner kenne ich nicht“, zu widerlegen. Der Umstand, dass Gräfin Bernstorff Deutschamerikanerin ist, hat vor allem zu der Wahl Bernstorffs bestimmt. Der neue Geschäftsträger verbrachte die ersten elf Jahre seines Lebens in London und spricht englisch ebenso geläufig wie deutsch. Vor seiner Berufung nach Amerika war er Botschafter in Ägypten.

Ein Kolonialinstitut zu Hamburg. Die Stadt Hamburg hat besonders in der letzten Zeit die Anzahl seiner Wohlfahrtseinrichtungen stetig vermehrt, wie das grosse Krankenhaus, das ausgezeichnete Observatorium, die

städtische Bibliothek, das grossangelegte Schulsystem mit der neugegründeten Universität und der Akademie der Wissenschaften beweisen. In der richtigen Einsicht, dass der Anteil der Stadt bei der Entwicklung der deutschen Kolonien ein bedeutender ist, hat Hamburg nun eine Kolonialanstalt ins Leben gerufen, wo Beamte, Kaufleute, Ansiedler und alle, die irgendwie eine Anstellung in den Kolonien suchen, ihre Ausbildung erhalten sollen. Gelegentlich der Einweihung der neuen Anstalt sprach der deutsche Kolonialminister Dernburg den Gründern den Beifall des Kaisers und der Regierung aus, die alle sich grossen Erfolg von der Wirksamkeit des Unternehmens versprechen.

Eine Würdigung des deutschen Geistes und der deutschen Sprache aus dem Munde des ungarischen Kultusministers, Grafen Albert Apponyi, welche einer beim Friedenskongress zu Berlin im September gehaltenen Rede entnommen ist, dürfte von besonderem Interesse sein, weshalb wir sie hier wiedergeben: „Der deutsche Geist ist so beschaffen, dass seine Eigenheit von kräftiger Art ist, dass er der universalste Geist ist unter denjenigen, die den Völkern gegeben worden sind. Fiele einmal ein Mann aus dem Mond auf die Erde und würde mich fragen, welche Sprache er lernen solle, um das Kulturleben der Menschheit auf unserem Planeten zu begreifen, so würde ich ihm unbedingt das Studium der deutschen Sprache empfehlen. Denn mit jeder anderen Sprache würde er nur ein mehr oder weniger grosses, aber immer beschränktes Feld übersehen können. Die Kenntnis der deutschen Sprache würde ihm allein die Kenntnis der ganzen Kultur, der Kultur beinahe aller jetzt noch lebenden Nationen vermitteln. Es ist also die Eigentümlichkeit des deutschen Geistes, zugleich individuell und universal zu sein, bei kräftiger Herausbildung seiner eigenen Individualität befähigt zu sein, fremde Volksindividualitäten zu schätzen und aufzunehmen. Jede Richtung, die der Schätzung fremder Volksindividualität widerstrebt, ist undeutsch, wenn sie sich auch allddeutsch nennen sollte. Dasselbe, was Deutschland auf dem kulturellen Gebiet des Denkens leistet, ist es berufen, auf dem Gebiet der Politik zu leisten. Denn jede Nation kann ihre Politik nur nach ihrer Individualität feststellen, und eine Nation, in der sich eine kräftige Individualität mit der Fähigkeit vereinigt, fremde Individualität

anzuerkennen, kann keine andere Politik haben als die, die sich nach aussen und nach innen stark zeigt, aber zugleich wohlwollend, zugleich freundschaftlich, zugleich brüderlich, zugleich verständnisvoll gegen alle fremden Volksindividualitäten.“

Die Lehrer der neueren Sprachen werden sich am 14. bis 17. April dieses Jahres in Paris zu einem internationalen Kongress vereinigen. Die Fragen, welche sich der Kongress zur besonderen Betrachtung vorlegen wird, sind 1. die Ausbildung des Lehrers von neueren Sprachen mit Rücksicht auf seine literarische, philosophische, philologische und berufliche Vorbereitung.

2. Plan und Methoden für den Unterricht der neueren Sprachen an den Schulen des In- und Auslandes.

3. Mittel und Wege zur Pflege der lebenden Sprache ausserhalb der Schule durch Briefaustausch, Konversationskurse für Schulentlassene, Ferienkurse und Auslandsreisen für Studenten und Professoren.

Der Ausschuss richtet an alle die freundliche Einladung, wenn tunlich, den Sitzungen in den Sälen der Sorbonne zu Paris beizuwohnen.

Richard Nordhausen geisselt die vom Verleger der Nick Carter Novellen unaufhörlich in Szene gesetzte Reklame im „Tag“ und schreibt unter anderem:

„Deutschland ist bis in die verlorensten Winkel mit dem Schund überschwemmt. In allen Städten Europas grinsen einen aus den Schaufenstern der Buchhandlungen die scheusslichen Buntdrucktitel an. Keine Sprache, sogar die serbisch-kroatische nicht, ist von Nick Carter - Übersetzungen verschont geblieben. Aber dass die Epidemie gerade bei uns am heftigsten rast, ist wenig ehrenvoll für Deutschland und zeigt von einem Tiefstand der Volksbildung, auf den sich unsere Kulturschwärzer ganz und gar nichts einbilden dürfen.“ — Wäre der Deutschunterricht in den Schulen besser gewesen, würde nicht alles so gierig nach allem Schund gegriffen haben. Gewisse Lesebuchherausgeber, die ihre Bücher mit moralisierenden und frömmelnden Geschichten oder mit unbefriedigenden Brocken grösserer Erzählungen anfüllen, desgleichen die Lehrplanverfasser, die es verschulden, dass ein so grosser Teil der kostbaren Deutschstunden mit Grammatik totgeschlagen wird, haben

die Nick Carter- und ähnliche Epidemien mit auf dem Gewissen.

Es ist jetzt etwa zehn Jahre her, seit die Abiturienten der drei verschiedenen Mittelschulen, des Gymnasiums, Realgymnasiums und der Oberrealschule, alle mit einem neunjährigen Schulplan sozusagen unter gleichen Bedingungen zur Universität zugelassen werden. Die Statistik weist jetzt nach, dass der Zudrang zu den klassischen Fächern noch immer weit grösser ist als zu anderen Wissenszweigen. Von den Studenten der Theologie, die im letzten Sommersemester die zehn preussischen Universitäten besuchten, waren alle Abiturienten des Gymnasium und zwar 1,075 Protestanten und 931 Katholiken. Unter den 5,441 Juristen befanden sich 4,569 frühere Gymnasiasten, 642 kamen aus dem Realgymnasium, 230 aus der Oberrealschule. Von den Medizinern, im ganzen 2,586, kamen 2,179 vom Gymnasium, 320 vom Realgymnasium, 87 von der Realschule. Unter 8,612 Studenten der philosophischen Fächer gab es 6,085 Abiturienten des Gymnasiums, 1,439 vom Realgymnasium und 1,088 frühere Realschüler.

**Gesundheit und Schule.** Pastor Steudel in Bremen hat im Auftrage des „Elternbundes für Schulreform“ zahlreiche hervorragende Ärzte veranlasst, sich über gewisse schulhygienische Fragen zu äussern. Das Ergebnis lautet folgendermassen: 1. Kinder sollten vor vollendetem 7. Lebensjahre von keiner Schule aufgenommen werden; und auch dann sollte die Aufnahme nur erfolgen auf Grund einer ärztlichen Bescheinigung der körperlichen und geistigen Gesundheit des Kindes. Eltern sollten das Recht haben, auf Grund eines ärztlichen Gutachtens ein Kind auch über sein 7. Lebensjahr hinaus noch von der Schule zurückzubehalten.

2. Die Schule soll Sommer und Winter nicht vor 9 Uhr beginnen. In Volksschulen soll jedoch dafür gesorgt werden, dass die Kinder, wenn sie früher kommen wollen, unter Aufsicht angemessen beschäftigt werden (Bäder!). Die Eltern müssen dafür Sorge tragen, dass die Schüler mindestens neun Stunden Schlaf bekommen.

3. Der Nachmittagsunterricht wäre abzuschaffen. Nur Singen (im Freien!), Handfertigkeitunterricht, Turnen, Ausflüge zum Zwecke naturwissenschaftlicher und historischer Belehrung dürfen auf den Nachmittag verlegt werden.

Doch sind zum mindesten zwei Nachmittage in der Woche ganz schulfrei zu halten, ausserdem im Sommer die Nachmittage, wenn das Thermometer vormittags um 10 Uhr schon auf 20 Grad Réaumur im Schatten anzeigt. Zwischen dem Vormittags- und dem zugestandenen Nachmittagsunterricht müssen vier Stunden Pause liegen. Der ungeteilte, mit geistig anstrengenden Fächern ausgefüllte Vormittagsunterricht darf für die Altersstufe von 6 bis 10 Jahren nicht länger als 2½, für die Jahre 10 bis 14 nicht länger als 3, für die Jahre 14 bis 20 nicht länger als 4 Stunden dauern.

4. Eine selbständig zu bewältigende, etwa 2 Stunden beanspruchende Arbeit darf dem Schüler für Samstag Nachmittag aufgegeben werden. Ein Nachmittag der Woche muss aber schul- und aufgabenfrei belassen werden. Wenn nachmittags eigentliche Unterrichtsstunden erteilt werden, wozu auch Zeichnen zu zählen ist, so müssen Hausaufgaben behördlich verboten werden. An Nachmittagen, wo nur Singen, Turnen, Experimentieren und ähnliches getrieben wurde, darf eine kleine Memorieraufgabe gegeben werden. Übersetzungspräparationen sind abzuschaffen, alle unnötigen Schreibereien dem Schüler zu ersparen.

5. Die eigentliche Lernstunde, die angestrengte Aufmerksamkeit und Konzentration erfordert, soll nicht länger als 40 Minuten dauern.

6. Der Lehrer soll alle Fächer, die einen Unterricht im Freien erfordern oder vertragen, sofern es die Witterung gestattet, im Freien halten. Er hat die Pflicht, dazu die Tage mit schönem Wetter auszunutzen, weshalb am Stundenplan nicht starr festzuhalten ist.

7. Die Ferien sollen im ganzen 13 Wochen betragen und sich so verteilen, dass auf Weihnachten zwei, auf Ostern zwei, auf Pfingsten eine und auf die Hauptferien im Juli und August 8 Wochen entfallen. Schulbeginn im September. Hausaufgaben über die Ferien dürfen nicht gegeben werden.

Über die deutsche Lehrerin in Paris veröffentlicht Hilde Schliebitz einen beachtenswerten Aufsatz. Sie verweist darauf, wie falsch es sei, mit dem Vorsatze, sich zu amüsieren, nach Paris zu gehen, wie einer solchen Vorstellung unweigerlich Enttäuschungen folgen müssen. Sie rügt ferner das oft anmassende Auftreten der deutschen gegenüber den französischen Damen, das freilich aus der Sucht hervorgeht,



sich nichts gefallen zu lassen, aber mit Unerzogenheit grosse Ähnlichkeit hat. Sie verweist auf die Nachlässigkeit der Kleidung, die gerade den Schönheitssinn der Französin arg verletzt. Den allzu Schroffen steht aber eine Gruppe Überängstlicher gegenüber, die sich auf empörende Weise ausnutzen lassen, die Betten der Zöglinge machen, die Stuben auskehren und oft genug ihre schmale Kost durch Selbstgekauftes ergänzen. Traurige Erfahrungen hat sie mit dem deutschen Lehrerinnenheim in Paris gemacht. Leider findet die Lehrerin dort nicht den erwünschten Halt. „Schlägt man eine Stelle aus oder gibt eine auf, sei es auch wegen geradezu unerhörter Behandlung, so erhält man Vorwürfe, wenn nicht bittere Wahrheit. Hat man Mittel genug, diese zu überdauern — gut. Was aber, wenn das Geld verbraucht ist, oder wenn falscher Stolz die jungen Mädchen daran hindert, ihre Eltern um Geld zu bitten? Unbeschreiblich ist das Elend, das mir unter meinen Kolleginnen in Paris begegnet ist. Gerade dies Hintübergehen mit wenigen Mitteln ist der Krebschaden und die Hauptursache dafür, dass die deutsche Lehrerin in Paris so missachtet ist. Keiner Engländerin wird man bieten, was man uns zu bieten wagt. Aber sind wir nicht selber daran schuld! Wie traf ich sie abends oft in ihrem Zimmer an, die eine Nachmittagsstellung hatten oder gerade beschäftigungslos auf ein neues Unterkommen hofften! In Tücher gewickelt, in Handschuhen und Gummischuhen sassen sie vor einem aufgeschlagenen französischen Buche mit Tränen in den Augen; sie konnten nicht einmal die Kaminfeuerung erschwingen. Als Abendbrot dienen dann eine Tasse Kakao und eine Schnitte Brot mit Eingemachtem — Butter wäre zu teuer! Und wie sahen die Mädchen aus? Abgemagert, gealtert, vernachlässigt und verkommen — nicht angeht, für unsere Nation Ehre einzulegen!“ Zum Schlusse warnt sie vor dem Zuzug nach Paris mit zu wenig Geld und in zu jungen Jahren. Die Versuchung ist gross, und ein nicht geringer Teil der Pariser Halbwelt besteht aus Deutschen. Wer aber hingeht, soll sich nicht in Bücher vergraben, sondern die herrlichen Kunstschatze, das Volksleben studieren, sich mitten unter die Ärmsten mischen, und dies ist auch der beste Weg, die Sprache zu lernen. Als Rüstzeug empfiehlt sie den deutschen Lehrerinnen: Energie, Takt, Selbstbeherrschung und wenn möglich reiche Geldmittel.

Von Pestalozzi-Stätten schreibt die „Schweizer Lehrerzeitung“: In Birr ist das Schulhaus, an dem Pestalozzi begraben liegt und in dessen Nordwand sein Denkmal (1846) angebracht ist, um ein Stockwerk erhöht worden. Um die Wand über dem Denkmal nicht allzu kahl erscheinen zu lassen, ist der Aufbau mit einem dreiteiligen Freskogemälde geschmückt worden, dessen Ausführung ein junger Aargauer Maler übernahm. — Im Frühjahr 1908 ist der Besitzer des Neuhoofs, der französische Graf Béon, gestorben. Im November hat Dr. Glaser-Lohner in Muri, ein begeisterter Verehrer Pestalozzis (sein Vater war Schüler in Hofwil) das ganze Areal erstanden. Nicht Spekulation, sondern Pietät hat ihn veranlasst, den Neuhof zu kaufen. Die Wirtschaft, die in den letzten Jahren im Neuhof herrschte, war eine Profanation der Stätte der Pestalozzischen Armenschule. Vor mehreren Jahren hat der Vorstand des schweizerischen Lehrervereins den Ankauf des Neuhofes in Erwägung gezogen. Der geforderte Preis (165,000 Fr.) wurde aber von allen Seiten als zu hoch befunden. Eine Erziehungsschule in modern-pestalozzischem Geiste, nach Art und Prinzipien der Landerziehungsheime, wäre eine ideale Benutzung des Neuhofes; nicht eine grosse Anstalt, nicht ein Geldgeschäft, wohl aber eine Musterschule in pestalozzischem Geiste wäre der Stätte würdig. Sollte es unmöglich sein, die Mittel hierzu aufzubringen und eine Erziehungsschule im Geiste Pestalozzis im Neuhof zu sichern?

Das englische Kinderschutzgesetz — The Children's Act — wurde am 18. Oktober vom Unterhaus in dritter Lesung angenommen. Damit wird es der Polizei zur Pflicht gemacht, Zigaretten und Zigarettenpapier in den Händen von Knaben unter 16 Jahren zu konfiszieren; der Verkauf dieser Dinge an Kinder unter 16 Jahren ist strafbar. Die Verabreichung alkoholischer Getränke an Kinder unter fünf Jahren (Krankheit und dringliche Fälle ausgenommen) ist verboten. Einstimmige Bewilligung fand die Einführung der Jugendgerichte; nur die Anwesenheit von direkt Beteiligten wurde beanstandet. Eine Eigentümlichkeit der englischen Schulen war, dass sie Kinder unter fünf Jahren aufnahmen. Finanzielle und philanthropische Gründe liessen hiegegen Bedenken aufkommen, so dass sich seit 1905 schon das Bestreben zeigte, die Aufnahme von Kindern unter

fünf Jahren abzulehnen. Eine weitere Unterstützung dieses Gedankens zeigt sich jetzt in der vorgesehenen Einrichtung von Kleinkinderschulen. Der begutachtende Ausschuss regt ausserdem an, die Schülerzahl in der Klasse auf 30 zu vermindern, die Lehrkräfte besser vorzubilden, sowie gleiche Staatsbeiträge für jüngere wie für ältere Schüler zu verlangen.

Die zu Tokio in Japan erscheinende „Zeitschrift für deutsche Sprache“ ist mit dem neuen Jahre in den 11. Jahrgang eingetreten und ist mehr als je eine würdige Vertreterin des deutschen Geistes. Die uns vorliegende Februarnummer enthält auch einige von Japanern in deutscher Sprache geschriebene Artikel, darunter einen über den verstorbenen Ernst v. Wildenbruch  
G. L.

#### IV. Vermischtes.

Goethes letzte Worte. Der Schriftsteller Doktor Karl Schüddekopf, Assistent am Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar, der schon mehrere Beiträge zur Goethe-Biographie veröffentlicht hat, gab soeben mehrere zeitgenössische Dokumente und Berichte über Goethes Tod heraus. Darunter befindet sich die zum erstenmal veröffentlichte erste Niederschrift eines Augenzeugen von Goethes letzter Stunde—des grossherzoglichen Oberbaudirektors Klemens Wenzeslaus Coudray. Wir entnehmen diesem Berichte folgende Stellen: „Den 21. März, morgens, vernahm ich, der Herr Geheimrat leide Schmerzen am ganzen Körper; ich ging in sein Arbeitszimmer und hörte hier durch die offene Tür seines Schlafkabinetts, dass er in letzterem nach seiner Gewohnheit für sich laut sprach, wie ich mitunter die kurz abgestossenen Worte vernahm: „O weh! O weh!“ Am Abend desselben Tages sagte mir Hofrat Dr. Vogel, die Schmerzen hätten sich auf der Brust zusammengezogen und der Zustand des Kranken werde bedenklich. Am anderen Morgen, den 22. März, kam ich schon vor 7 Uhr wieder in das Goethesche Haus, wo ich alles in Bestürzung fand, weil indessen der Arzt alle Hoffnung zur Wiederherstellung des angeblich von einem nervös gewordenen Katarrhalieber heftig Ergriffenen aufgegeben hatte. Eingetreten in Goethes Arbeitszimmer, erblickte ich den Kranken neben dem Bette in einem Armstuhl, mit einer leichten Decke über den Beinen, sitzend, wobei er seinen gewöhnlichen weissen Schlafrock und Filzschuhe anhatte, und die Augen bedeckte ihm ein grüner Schirm, den er abends bei Licht aufzusetzen pflegte. Er schien von allen Schmerzen befreit und ruhig, jedoch sein Geist beschäftigt, wie sich aus mancherlei vernehmlichen Worten, die er für sich hinsprach, folgern

liess. Gegen 9 Uhr verlangte Goethe Wasser mit Wein zum Trinken, und als ihm solches dargereicht wurde, sah ich, wie er sich im Sessel ohne alle Hilfe aufrichtete, das Glas fasste und solches in drei Zügen leer trank. Er rief sodann seinen Schreiber John herbei, und unterstützt von diesem und Friedrich, richtete er sich von dem Sessel empor. Vor demselben stehend, fragte er, welchen Tag im Monat man zähle. Auf die Antwort: den 22. März, sagte er: „Also hat der Frühling begonnen und wir können uns dann um so eher erholen.“ Er setzte sich wieder in den Armstuhl und verfiel in einen sanften Schlaf mit fortgesetzten Träumen, denn er sprach in abgebrochenen Worten vieles, unter anderem: „Seht den schönen weiblichen Kopf, mit schwarzen Locken, in prächtigem Kolorit auf dunklem Hintergrund“, und später: „Friedrich, gib mir die Mappe da mit den Zeichnungen.“ Da keine Mappe, sondern ein Buch vor ihm lag, reichte ihm Friedrich solches, aber Goethe wiederholte: „Nicht dies Buch, sondern die Mappe.“ Und als hierauf der Diener versicherte, dass keine Mappe vorhanden sei, sagte Goethe scherzend: „Nun, so war's wohl ein Gespenst.“ Bald darauf fragte er, wie viel Uhr es sei. Nach einiger Zeit liess er sich abermals von John und Friedrich aufrichten, allein ich bemerkte zu meinem Schrecken, wie die hohe Gestalt schwankte, und dass sich der Kranke sofort wieder auf den Lehnstuhl niederlassen musste. Abermals sanft einschlummernd, blieb sein Geist in Tätigkeit, denn er fing an mit dem mittleren Finger seiner aufgehobenen rechten Hand in der Luft drei Zeilen zu schreiben, welches er bei sinkender Kraft immer tiefer und zuletzt auf dem seine Schenkel bedeckenden Oberbett öfters wiederholte. Den Anfangsbuchstaben dieser Schrift erkannten wir für

ein grosses W, im übrigen aber vermochten wir nicht die Züge zu deuten. Frau Geheime Kammerrätin v. Goethe sass zur Seite des geliebten Schwiegervaters auf dessen Bett, die beiden Enkel Walter und Wolf befanden sich nebenan im Arbeitszimmer. Ich stand unterbrochen am Sessel zur Rechten des Kranken und lauschte ängstlich auf seinen Zustand; endlich bemerkte ich mit Schrecken, dass die Finger der Hände sich blau zu färben angingen. Nun ahnte ich plötzlich die Nähe des grossen Verlustes, besonders da ich, nach weggenommenem Augenschirm, Goethes sonst leuchtendes Auge gebrochen erblickte. Mit hochklopfendem Herzen bemerkte ich nun, wie derselbe von Minute zu Minute schwächer ward und schwerer atmete, er drückte sich endlich noch einmal bequem in die linke Seite des Armstuhls, nach und nach sanft erlöschend, bis um halb 12 Uhr der grosse Geist seiner irdischen Hülle entflo. Von dieser Darstellung weicht eine frühere Niederschrift Coudrays in allerlei Kleinigkeiten ab, die im allgemeinen die Tendenz haben, die Vorgänge bei Goethes Scheiden zu idealisieren und in eine erhabene Sphäre zu rücken. Eine Abweichung ist hiebei vor allem bemerkenswert: es ist die Stelle des jüngeren Berichts, wonach Goethe als „seine letzten vernehmlichen Worte“ seinem getreuen Diener Friedrich zugerufen haben soll: „Macht doch den Fensterladen im Schlafgemach auf, damit mehr Licht hereinkomme; in diesen Worten, die in der obigen Niederschrift noch fehlen, liegt der erste Nachweis vom Ursprung der bekannten Legende von Goethes angeblich letzten Worten: „Mehr Licht!“ Die unmittelbar nach Goethes Tod entstandenen Berichte wissen von einem fast pathetischen „Mehr Licht!“ Dagegen berichten übereinstimmend die Briefe von dem Jenenser Verlagsbuchhändler Frommann und der Malerin Luise Seidler, die beide im Goethe - Hause freundschaftlich verkehrten, sowie von dem mit Eckermann befreundeten weimarschen Privatgelehrten Dr. Weissenborn, dass Goethes letzte vernehmliche Worte, die er an seine Schwiegertochter Ottilie gerichtet habe, gewesen seien: „Komm, mein Töchterchen, und gib mir ein Pfötchen,“ oder ähnlich.“

Prof. G. Stanley Hall über die Verweiblichung der amerikanischen Schulen. Prof. Hall, der hierzulande als eine Autorität auf dem Gebiete des Erziehungswesens gilt,

stellte in einem kürzlichen Artikel fest, dass 75 vom Hundert, an vielen Orten sogar 90 vom Hundert der Lehrer an den öffentlichen Schulen weiblichen Geschlechtes seien. Mehr als die Hälfte von ihnen besitzen keinerlei Fachausbildung (dies trifft aber für die männlichen Lehrer ebensogut zu!), und verhältnismässig wenige haben eine vollständige pädagogische Ausbildung genossen. Über ein Viertel kehren jedes Jahr der Lehr-tätigkeit den Rücken (Heiratsversorgung). Diese Verhältnisse haben eine fortschreitende Verweiblichung der männlichen Jugend des Landes zur Folge, die nicht nur völlig ungerechtfertigt ist, sondern von den Einsichtigen offen bedauert wird. Denn wenn auch der weibliche Einfluss in den unteren Klassen überwiegen kann, so ist es doch unleugbar, dass die Knaben und selbst die Mädchen, sobald sie körperlich reif werden, zu ihrer erfolgreichen körperlichen, geistigen und sittlichen Entwicklung den Einfluss des männlichen Lehrers nötig haben. Hall betrachtet als eine der bedauerlichsten Wirkungen der Schulverweiblichung den Wechsel im Geist und in der Methode der Schuldisziplin.

Vor Jahren, als es noch mehr männliche Kräfte gab, herrschte die Autorität, die der Mann ausübte und nötigenfalls durch körperliche Züchtigung unterstützen konnte. Jetzt ist durch den Einfluss der Lehrerin der Stock verbannt, und sie erschöpft sich in hundert kleinen Mittelchen, um schlechte Schüler gefügig zu machen, wo eine einzige Dosis ungebrannter Holzasche Wunder tun würde. Die Frauen greifen nicht gern zum Stock, und wenn sie es tun, nicht nachdrücklich genug; das wissen die Jungens. Nun gibt es aber unter den Knaben Charaktere, besonders in den Flegeljahren, für die eine tüchtige Tracht Prügel gelegentlich genau so nützlich ist wie Medizin. Der Knabe durchlebt noch heute jenes Stadium früherer Zeiten, wo die Menschen die Furcht vor der Strafe regierte. Gewalt in dieser Form allein vermag manche Knaben gefügig zu machen und ihnen die Achtung vor älteren Leuten beizubringen.

Hall wendet sich auch gegen die gemeinsame Erziehung der Geschlechter. Solange der Charakter der Knaben noch weich ist, sind die Mädchen viel zu delikat für eine schrankenlose Kameradschaft und sollten eher in einer gewissen idealen Entfernung von den Knaben stehen. Zu häufiger und zu intimer Verkehr mit ihnen hindert den Knaben in

der Entwicklung seiner vollen Mannhaftigkeit. Da die Mädchen eine leichtere Auffassungsgabe mitbringen, so fühlt sich der junge Mann beschämt und bedrückt. (Er weiss noch nicht, dass die grössere Tiefe und Gründlichkeit und die Überlegenheit im sachlichen Denken bei ihm langsamer und später reifen.) Ferner hält Prof. Hall eine gewisse Spannung zwischen den Geschlechtern für ausserordentlich förderlich zur Entwicklung der richtigen Polarität zwischen ihnen. Die Familiarität zwischen den Geschlechtern, wie sie in vielen höheren Erziehungsanstalten vorhanden ist, erzeuge jedoch geschlechtliche Gleichgültigkeit. Möglichste Ungleichheit des männlichen Geschlechts (körperlich und geistig), bis der junge Mann das höchste Mass von Kraft erreicht hat, bleibe das Fundament aller weiteren Rasseentwicklung. So müssten auch die Mädchen durch eine eigene Prüfungszeit gehen, wo sie am besten mehr oder weniger allein bleiben sollten, vor allem zu gewissen Zeiten, wo die unausgesetzte Gegenwart von Knaben geradezu peinlich für sie sein müsse. Prof. Hall findet einen weiteren Nachteil der gemeinschaftlichen Erziehung auch darin, dass sie not-

wendigerweise viel von dem Reiz und Duft fortnimmt, den ein weniger intimer Verkehr der beiden Geschlechter erzeugt. Heiraten zwischen gemeinsam Erzogenen sind nach Prof. Hall. selten. Wenn sie vorkämen, so entbehrten sie oft der idealen, von der Natur geschaffenen Grundlage. Mann und Frau kennen sich alsdann bereits zu genau, und der Mann sei durch die gemeinsame Erziehung manchmal allzu zahm und untätig geworden. Wie bei der Frau das Gefühl des Anschmiegens und Beschütztwerdens gelitten habe, so komme bei dem Manne der natürliche Wunsch, als der Schützer und Kämpfer für die Frau aufzutreten, nicht zur Geltung. Die Ehe werde zu einer Art geschäftlicher Partnerschaft, während die Natur verlange, dass jedes von beiden seine Überlegenheit über den anderen geltend macht, dass sich beide gegenseitig ergänzen zum gemeinsamen Besten. In all diese natürlichen Bestimmungen des Weibes und Mannes greife aber die gemeinsame Erziehung störend ein. Statt gegenseitiger Unterordnung schaffe sie die von der Schule her genährte Rivalität auch für das Eheleben.

G. L.

### Eingesandte Bücher.

- Athletic Games in the Education of Women by Gertrude Dudley, Director of the Woman's Department of Physical Education, University of Chicago, and Frances A. Kellor, Author of "Experimental Sociology", "Out of Work." New York, Henry Holt & Co., 1909. Price \$1.25.
- Enlarged Practice Book in English Composition by Alfred Hitchcock, Hartford Public High School. New York, Henry Holt & Co., 1909. Price \$1.00.
- Methodisch - praktische Anleitung für den Anfangsunterricht im Deutschen bei fremdsprachlichen Schülern und zum Gebrauche der „Deutschen Fibel in Lateinschrift“ von Victor Höschmann, Lehrer an der deutschen Knabenschule der evangelischen Gemeinde in Bukarest. F. Tempsky, Wien, 1909. Preis 1 M.
- Deutsche Fibel in Lateinschrift (kursiv und antiqua). Mit besonderer Berücksichtigung fremdsprachiger Schüler. Von Victor Höschmann (siehe oben). F. Tempsky, Wien, 1908. M. 1.
- Report of the Commissioner of Education for the year ended June 30, 1908. Vol. I. . Washington, Government Printing Office, 1908.
- Mit Ränzel und Wanderstab. Eine Schülerwanderung durch den nördlichen Schwarzwald von Emil Trommel. Edited with exercises, notes and vocabulary by Dr. Wilhelm Bernhardt. Boston, D. C. Heath & Co.,